



Leseprobe

Charlotte Link

Das Haus der Schwestern
Kriminalroman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 22. Februar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein einsames Farmhaus im Hochmoor Yorkshires. Ein jahrzehntealtes, bedrohliches Geheimnis. Eine Fremde, die die Mauern des Schweigens zum Einsturz bringt ...

Eigentlich war die Weihnachtsreise als Geburtstagsgeschenk gedacht – und als letzter Rettungsversuch einer zerrütteten Ehe. Doch für das deutsche Ehepaar Barbara und Ralph Amberg läuft von Anfang an alles schief und sie werden in Westhill House eingeschneit. Ruhelos und getrieben, durchstöbert Barbara die Räume des alten Farmhauses und sieht sich plötzlich mit der Lebensgeschichte jener Frau konfrontiert, der Westhill House einmal gehört hat: Frances Gray. Wie in Trance taucht Barbara beim Lesen der Memoiren in ein beklemmendes Geflecht aus Liebe und Hass, Verachtung, Abhängigkeit und unbändigem Freiheitswillen. Mehr und mehr identifiziert sie sich mit Frances und blickt in die Abgründe ihrer eigenen Seele. Schließlich ist eine Entscheidung unausweichlich, die nicht nur Barbaras Leben radikal verändern wird ...

Millionen Fans sind von den fesselnden Spannungsromanen Charlotte Links begeistert. Psychologisch komplexe Figuren, dunkle Geheimnisse und raffiniert komponierte Kriminalfälle erwarten Sie. Alle Bücher können unabhängig voneinander gelesen werden.



Autor

Charlotte Link

Charlotte Link, geboren in Frankfurt/Main, ist die erfolgreichste deutsche Autorin der Gegenwart. Ihre Kriminalromane sind internationale Bestseller, auch »Die Suche« und zuletzt »Ohne Schuld« eroberten

CHARLOTTE LINK
Das Haus der Schwestern

Charlotte Link

Das Haus der Schwestern

Kriminalroman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Taschenbuchausgabe 2023 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 1997, 2010 Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: mauritius images/Mike Kipling Photography/Alamy/

Alamy Stock Photos; www.buerosued.de

NG · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0767-2

www.blanvalet.de

PROLOG

Yorkshire, im Dezember 1980

Von meinem Schreibtisch, der am Fenster steht, sehe ich hinaus auf die weiten, kahlen Felder des Hochmoors, über das der eisige Dezemberwind weht. Der Himmel ist voll grauer, wütend zusammengeballter Wolken. Man sagt, wir bekommen Schnee über Weihnachten, aber wer weiß, ob das stimmt. Hier oben in Yorkshire weiß man nie, was kommt. Man lebt von der Hoffnung, dass alles besser wird, und manchmal wird diese Hoffnung auf eine harte Probe gestellt – besonders im Frühjahr, wenn der Winter sich nicht verabschieden will wie ein lästiger Besucher, der noch im Hausflur verharret, statt endlich vor die Tür zu treten. Die hungrigen Schreie der Vögel gellen durch die Luft, und kalter Regen sprüht dem Wanderer ins Gesicht, wenn er, warm verpackt, über die schlammigen Wege geht und seine Erinnerung an Sonne und Wärme wie einen kostbaren Schatz in sich trägt.

Jetzt, im Dezember, haben wir wenigstens noch Weihnachten vor uns. Nicht dass mir Weihnachten allzu viel bedeuten würde, aber es stellt doch einen kleinen Glanzpunkt in einer dunklen Zeit dar. Früher habe ich das Fest geliebt. Aber da war das Haus auch noch voller Menschen, voller Stimmen und Gelächter und Streitereien. Alles wurde geschmückt, wochenlang wurde gebacken und gekocht, und es

fanden Partys statt und festliche Diners. Niemand konnte ein Fest so gut organisieren wie meine Mutter. Ich glaube, es war ihr Tod, mit dem meine Freude an Weihnachten dahinschwand.

Laura, die gute alte Laura, meine letzte Gefährtin, bemüht sich, mir alles so schön wie möglich zu gestalten. Vorhin hörte ich, wie sie die Kisten mit dem Weihnachtsschmuck vom Dachboden holte. Nun tönen unten die passenden Lieder vom Plattenspieler, und sie müht sich mit den Tannengirlanden über den Kaminen ab. Wenigstens ist sie beschäftigt.

Sie hängt rührend an mir und an dem Haus, aber oft geht sie mir auf die Nerven, wenn sie wie ein kleiner Hund hinter mir hertrabt und mich aus diesen ängstlichen Kinderaugen anstarrt. Laura ist vierundfünfzig Jahre alt, aber sie trägt immer noch den Ausdruck eines verschreckten Mädchens im Gesicht. Und das wird sich auch nicht mehr ändern. Sie war noch jung während des Krieges, als sie zu viel Schlimmes hat mitmachen müssen, und von der psychologischen Behandlung von Traumata wusste man damals kaum etwas. Man hoffte, dass sich die Dinge von selber regelten, aber manchmal taten sie das eben nicht.

Das war auch das Verhängnis meines Bruders George. Genau wie Laura schaffte er es nicht, die Schrecken aus eigener Kraft zu überwinden. Es gibt solche Menschen. Sie können die Verheerungen nicht aufarbeiten, die das Schicksal in ihren Seelen anrichtet.

Draußen wird es langsam dunkel. Ein paar Schneeflocken wirbeln plötzlich herum. Ich freue mich auf den Abend. Ich werde vor dem Kamin sitzen und einen alten Whisky trinken, und Laura wird neben mir sitzen und stricken und hoffentlich im Wesentlichen den Mund halten. Sie ist nett, aber nicht besonders geistreich oder scharfsin-

nig. Ich könnte jedes Mal aus der Haut fahren, wenn sie über Politik redet oder über einen Film, den sie im Fernsehen gesehen hat. Es ist immer alles so durchschnittlich bei ihr, und sie kann nur nachplappern, was andere ein Dutzend Mal vorgekaut haben. Aber sie tut eben auch nichts, um ihren Verstand zu schulen. Sie liest nie ein richtiges Buch, immer nur diese *Miles & Boone*-Liebesromane. Dann seufzt sie vor Wonne und identifiziert sich ganz und gar mit der rosa gewandeten, bildschönen Heldin auf dem Titelbild, die in den Armen eines starken, dunkel gelockten Mannes liegt und ihm ihre schwellenden Lippen zum Kuss darbie- tet. Laura ist dann stets so hingerissen, dass sich für kurze Zeit sogar der Ausdruck von Angst und Schrecken in ihren Zügen verliert.

Vielleicht werde ich später sogar noch einen zweiten Whisky nehmen, auch wenn sie mich dann wieder miss- billigend anblickt und sagt, dass zu viel Alkohol ungesund sei. Lieber Himmel, ich bin eine alte Frau! Was macht es denn noch aus, ob ich trinke und wie viel?

Außerdem habe ich einen Grund zum Feiern, aber da- von werde ich Laura nichts erzählen, sonst fängt sie an zu lamentieren. Ich habe vorhin das Wort ENDE unter mei- nen Roman gesetzt, und nun fühle ich mich wie von einer schweren Bürde befreit. Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt, und es war mir ein unerträglicher Gedanke, ich könnte nicht fertig werden. Aber nun ist es geschafft, und ich kann mich in aller Ruhe zurücklehnen und abwarten.

Ich habe die Geschichte meines Lebens geschrieben. Vier- hundert Seiten, sauber getippt. Mein Leben auf Papier. Na ja – *fast* mein Leben. Die letzten dreißig Jahre habe ich un- erwähnt gelassen, da ist nicht mehr viel passiert, und wer interessiert sich schon für all die Malaisen, die das tägliche

Leben einer alten Frau bestimmen? Nicht dass ich überhaupt irgendjemandem die Geschichte aushändigen werde! Aber mein Alter zu beschreiben hätte mir auch selber keinen Spaß gemacht. Ehrlicher Weise hätte ich das Rheuma erwähnen müssen, die nachlassende Sehkraft, die Gicht, die meine Finger allmählich zu Klauen krümmt, und dazu hatte ich keine Lust. Man soll nichts übertreiben, auch nicht die Aufrichtigkeit.

Ich bin ohnehin ehrlich genug verfahren. An keiner Stelle habe ich behauptet, besonders schön, besonders edel, besonders tapfer gewesen zu sein. Natürlich war ich einige Male sehr in Versuchung. Es wäre so leicht gewesen. Ein paar kleine Korrekturen hier und da, ein paar liebenswürdige Verschleierungen. Ich hätte so etwas wie einen verbalen Weichzeichner anlegen können, und all das, was ich klar und hart ausgesprochen habe, wäre im Verschwommenen geblieben. Hätte ich manches nicht gesagt und manches anders, schon wäre ein geschöntes Bild entstanden. Und zwangsläufig eine andere Geschichte. Natürlich kann man sich in die Tasche lügen und die eigene Geschichte umschreiben, aber dann stellt sich die Frage, warum man sie überhaupt schreibt.

Und man kann bei der Wahrheit bleiben. Die ist hart und tut manchmal weh, aber wenigstens ist es die Wahrheit. Damit bekommt die ganze Sache einen Sinn. Daran habe ich mich gehalten, auf jeder einzelnen Seite. Zwar frage ich mich, ob die Tatsache, dass ich über mich, Frances Gray, nicht in der Ich-Form, sondern in der dritten Person geschrieben habe, damit zusammenhängt, dass ich unbewusst hoffte, auf diese Weise doch ein bisschen schummeln zu können. Ein »Ich« nötig zu weit aufrichtigeren Analysen als ein »Sie«. Aber wenn dies tatsächlich mein verstecktes, unehrenhaftes Motiv war, so kann ich sagen, ich habe

mich nicht verlocken lassen, das Hässliche zu schönen. Ich bin mit der fiktiven Frances in der dritten Person gewiss gnadenlos verfahren. Das vermittelt mir ein angenehmes Gefühl von Mut und Stärke.

Ich werde meine Aufzeichnungen gut verstecken. Sosehr Laura mich liebt, würde sie doch alles sofort nach meinem Tod vernichten, solche Angst hat sie, dass jemand gewisse Dinge erfahren könnte. Sie kann nicht aus ihrer Haut heraus, aber wer kann das schon? Am sinnvollsten wäre es sicher, alles zu verbrennen, denn ob die vielen beschriebenen Seiten nun in einem Versteck vor sich hin modern oder gar nicht mehr existieren, bleibt sich am Ende gleich. Für mich hat das Schreiben seinen Zweck ohnehin erfüllt: Schreiben zwingt zur Präzision. Schemenhafte Erinnerungen nehmen klare Umrisse, deutliche Farben an. Ich war gezwungen, mich wirklich zu erinnern. Und darüber habe ich mich ausgesöhnt. Mit mir, mit meinem Leben, mit dem Schicksal. Ich habe den Menschen vergeben, und ich habe vor allem mir selbst vergeben. Das war mir ein wichtiges Anliegen, und es ist geglückt. Und dennoch ...

Ich kann das alles nicht einfach den Flammen übergeben. Zu viel Arbeit, zu viel Zeit stecken darin. Ich bring's nicht fertig. Ich ahne, dass das ein Fehler ist, aber ich habe so viele Fehler gemacht in meinem Leben, da kommt es auf einen mehr nicht an.

Inzwischen ist es völlig dunkel geworden; längst brennt meine Schreibtischlampe. Laura spielt unten zum hundertsten Mal dieselben Weihnachtslieder, während sie das Abendessen vorbereitet. Sie wird sich freuen, wenn ich seit Langem wieder einmal mit gutem Appetit esse. Sie denkt ja immer sofort, sie habe schlecht gekocht, wenn jemand nicht richtig zugreift. Aber während der Monate des Schreibens

war ich zu angespannt, um richtigen Hunger zu haben. Das kann sich ein Mensch wie Laura, dessen Phantasie sich in ziemlich engen Grenzen bewegt, nicht vorstellen. Irgendwann habe ich deshalb aufgehört, es ihr zu erklären. Nachher wird sie strahlen und denken, sie habe endlich wieder meinen Geschmack getroffen. Und das wird sie unendlich glücklich machen.

Laura ist fast krankhaft abhängig von der Meinung anderer Leute, und am meisten von meiner. Ich frage mich oft, wen sie mit ihrem Bitte-hab-mich-lieb-Blick verfolgen wird, wenn ich nicht mehr bin. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Laura dann plötzlich in Freiheit und Unabhängigkeit leben wird. Sie braucht jemanden, um dessen Gunst sie buhlen, dem sie alles recht machen kann. In gewisser Weise braucht sie sogar jemanden, der Druck auf sie ausübt, sonst fühlt sie sich qualvoll verloren in dieser Welt.

Es wird sich etwas finden für sie. Es wird sich *jemand* finden. Irgendetwas, irgendjemand. Die Dinge werden sich entwickeln. Ich sagte es ja schon: Hier in Yorkshire weiß man nie, was kommt ...

Frances Gray

Sonntag, 22. Dezember 1996

Die Reise stand von Anfang an unter einem schlechten Stern.

Ralph war den ganzen Morgen über schon einsilbig und in sich gekehrt gewesen, aber seine Stimmung verdüsterte sich noch, als sie auf dem Flughafen an einem Zeitungskiosk vorübereilten, wo ihnen von einem der davor platzierten Drehständer Barbaras Bild von der Titelseite eines Boulevardblattes entgegensprang. Ralph blieb stehen, starrte die Zeitung an und kramte gleich darauf seine Geldbörse hervor.

»Lass doch!«, rief Barbara nervös. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. »Unser Flug geht jeden Moment!«

»So viel Zeit haben wir noch«, sagte Ralph. Er nahm eine Zeitung und schob dem Verkäufer über die Theke hinweg ein Geldstück zu. »Es scheint ein sehr gutes Foto von dir zu sein. Wir sollten es nicht ignorieren.«

Es *war* ein gutes Foto von Barbara. Sie trug ein schwarzes Kostüm, in dem sie sowohl sexy als auch seriös aussah, hielt den Kopf hoch erhoben und hatte den Mund leicht geöffnet. Die blonden Haare wehten hinter ihr her. Darüber in dicken roten Lettern die Worte: DIE SIEGERIN.

»Die Zeitung ist von gestern«, erklärte Barbara nach einem Blick auf das Datum. »Das Foto ist am Freitag im

Gericht entstanden, nach dem Kornblum-Prozess. Ich weiß auch nicht, warum der so viel Staub aufgewirbelt hat!«

Es hörte sich wie eine Rechtfertigung an, und das ärgerte sie. Warum sollte sie sich bei Ralph dafür entschuldigen, dass sie einen Prozess gewonnen und dass die Presse daran regen Anteil genommen hatte? Weil Ralph es peinlich fand, wenn seine Frau Gegenstand reißerischer Artikel in der Yellow Press war, weil spektakuläre Fälle sowieso unter seinem Niveau waren, weil er Strafverteidiger als Juristen zweiter Klasse ansah? Ralph unterschied sehr genau zwischen Rechtsanwälten und Strafverteidigern. Er war Rechtsanwalt, selbstverständlich. Er gehörte einer renommierten Frankfurter Kanzlei an und beschäftigte sich hauptsächlich mit großen Versicherungsprozessen, für die sich außer den Beteiligten kaum ein Mensch interessierte. Barbara verteidigte Schwerverbrecher und hatte dabei so viel Erfolg, dass sie immer wieder Fälle angetragen bekam, die die Öffentlichkeit monatelang in Atem hielten. Ralph verdiente mehr Geld, Barbara war das Lieblingskind der Journalisten. Jedem von ihnen war das, was den anderen auszeichnete, ein Dorn im Auge.

Als sie endlich im Flugzeug saßen – sie hatten ihr Gate in letzter Sekunde erreicht – und die Stewardessen Getränke auszuschenken begannen, fragte sich Barbara, wie so oft in den letzten Monaten, wann sich dieser ständig gereizte Ton, diese permanente Aggression in ihre Ehe eingeschlichen hatten. Es musste schleichend passiert sein, denn sie konnte sich nicht an einen bestimmten Zeitpunkt erinnern. Sie selbst hatte sicher erste Warnzeichen übersehen. Ralph, so erinnerte sie sich, hatte schon länger von Problemen gesprochen.

Ihr Blick fiel wieder auf die Zeitung, die auf Ralphs Schoß lag. DIE SIEGERIN! Diese Art von Presse trug

immer zu dick auf, aber Tatsache war: Sie hatte gesiegt. Sie hatte Peter Kornblum aus einem wirklich schlimmen Schlammassel herausgepaukt.

Kornblum war Bürgermeister einer Kleinstadt, kein hohes Tier zwar, aber zweifellos recht profilierungssüchtig, weshalb er sich bemühte, zumindest in der Lokalpresse eine beständige Rolle zu spielen. Als er plötzlich in Verdacht geriet, seine neunzehnjährige Geliebte mit einer Axt erschlagen und in Stücke gehackt zu haben, wurde er schlagartig einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Bei der Gelegenheit erfuhr auch Frau Kornblum zum ersten Mal davon, dass ihr Mann intime Beziehungen zu einem Mädchen aus dem Rotlichtmilieu unterhalten hatte, was ihre bis dahin heile Welt erheblich ins Wanken brachte. Peter Kornblum verwandelte sich in ein armes Würstchen, das um Gnade und Verständnis flehte und im Übrigen inbrünstig seine Unschuld beteuerte. Wie er Barbara später erzählte, hatte er sich mit seinen engsten Parteifreunden über die Frage beraten, welchen Verteidiger er wählen sollte. Einstimmig sei ihm Barbara Amberg genannt worden. »Die holt jeden raus!«

Das stimmte so natürlich nicht. Aber sie konnte eine Reihe von Erfolgen verbuchen.

»Glaubst du, er war es?«, fragte Ralph. Er tippte mit dem Finger auf das kleine Bild von Peter Kornblum am Fuß der Seite.

Barbara schüttelte den Kopf. »Nie im Leben. Er ist überhaupt nicht der Typ. Aber trotzdem ist er nun politisch ruiniert. Seine Frau hat die Scheidung eingereicht. Er ist fertig.« Sie nahm die Zeitung und schob sie in das Haltenetz am Vordersitz. »Vergiss es jetzt«, sagte sie, »wir verreisen. Und in zwei Tagen ist Weihnachten.«

Er lächelte gequält. Zum ersten Mal begann Barbara

ernsthaft daran zu zweifeln, ob es ein guter Einfall gewesen war, ihren Mann in die Einsamkeit zu entführen, um ihre Ehe zu retten.

Seit sechzehn Jahren immer das gleiche: Jedes Mal, wenn Laura Selley Westhill House für mehrere Tage oder Wochen verließ, um es Mietern zu überlassen, die dafür bezahlten, sich hier breitmachen und wie Hausherrn aufführen zu dürfen, ging sie auf jene stets ergebnislose, mühselige, deprimierende Suche nach etwas, wovon sie letzten Endes nicht einmal sicher wusste, ob es überhaupt existierte. Jagte sie einem Phantom hinterher? Hatte sie nicht längst jeden einzelnen Winkel dieses alten Farmhauses durchstöbert? Suchte sie nicht immer und immer wieder an denselben Stellen, wohl wissend, dass es kaum in der Zwischenzeit dort aufgetaucht sein konnte?

Keuchend schob sie sich aus dem Wandschrank heraus, in den sie trotz ihrer schmerzenden Knochen hineingekrochen war, um in seinem Inneren zum hundertsten Mal das Unterste zuoberst zu kehren. Mit ihren siebzig Jahren war sie nicht mehr die Jüngste, zudem plagten sie seit Jahren heftige rheumatische Beschwerden, die besonders im Winter oft unerträglich wurden. Die kalten, rauen Winde, die in die Täler Yorkshires brausten, machten die Krankheit nicht besser. Es würde ihr guttun, die Weihnachtstage und den Jahreswechsel bei ihrer Schwester im milden Südosten Englands zu verbringen. Wenn nur nicht in der Zwischenzeit fremde Menschen ...

Sie stand vor dem Schrank, richtete sich langsam auf und presste dabei leise stöhnend die Hand ins Kreuz. Ihr Blick ging zum Fenster hinaus über die hügeligen Wiesen Wensleydales, die im Sommer so grün und leuchtend waren, jetzt aber kahl und grau schienen. Nackte Äste bogen sich im

Wind. Tief hängende, geballte Wolken jagten über den Himmel. Ein paar Schneeflocken wirbelten in der Luft. Der Radiosprecher hatte heute früh gesagt, dass sie über Weihnachten hier in Nordengland mit Schnee rechnen mussten.

Man wird sehen, dachte Laura, man wird sehen. Wird ein langer Winter werden, so oder so. Es ist immer ein langer Winter hier oben. Ich sollte das Haus verkaufen und in ein warmes Land ziehen.

Dann und wann hegte sie diesen Gedanken, wusste aber gleichzeitig genau, dass sie es nie tun würde. Westhill House war die einzige Heimat, die sie je gekannt hatte, ihre Zuflucht, ihre Insel in der Welt. Sie war gefesselt an dieses Haus, an dieses Land, auch wenn sie die Einsamkeit hasste, die Kälte, die Erinnerungen, mit denen sie hier zusammengespart war. Es gab keinen anderen Ort, an dem sie hätte leben können.

»Wo könnte ich noch suchen?«, überlegte sie laut. Im Haus wimmelte es von Wandschränken, kleinen Kammern, verwinkelten Ecken. Laura kannte sie alle, hatte in ihnen allen herumgekrämt. Nie hatte sie etwas von Bedeutung gefunden. Vermutlich gab es nichts zu finden. Vermutlich machte sie sich nur verrückt.

Sie verließ das Zimmer und stieg die steile Treppe ins Erdgeschoss hinab, ging in die Küche. Hier brannte ein warmes Feuer im Herd, und es roch nach den Weihnachtsplätzchen, die Laura am Vormittag gebacken hatte, um sie ihrer Schwester mitzubringen. Obwohl es seit fast vierzig Jahren einen Elektroherd in der Küche gab, benutzte Laura mit Vorliebe das eiserne Ungetüm aus der Zeit der Jahrhundertwende, auf dem früher für die ganze große Familie gekocht worden war. Sie hielt an alten Dingen verbissen fest, so ängstlich, als könne sie einen Teil von sich verlie-

ren, wenn sie sich von etwas trennte, das einst zu ihrem Leben gehört hatte. Alles Neue empfand sie als feindselig. Sie fand die Entwicklung, welche die Welt nahm, höchst bedrohlich und bemühte sich, jeden Gedanken daran rasch zu verdrängen.

Sie setzte Wasser auf, denn sie hatte das starke Bedürfnis nach einer Tasse heißen Tee. Dann musste sie packen und die Betten für die Gäste beziehen. Morgen im Laufe des Tages würden sie eintreffen. Ein Ehepaar aus Deutschland. Sie hatte noch nie deutsche Gäste hier gehabt. Für sie waren die Deutschen noch immer Feinde aus zwei Weltkriegen, aber andererseits war auch Peter Deutscher gewesen. Doch an ihn mochte sie auch nicht denken, und es wäre ihr wirklich lieber gewesen, Franzosen oder Skandinavier hier aufzunehmen. Aber sie brauchte dringend Geld, und es hatte sich sonst niemand gefunden, der Westhill House über Weihnachten mieten wollte.

Laura inserierte regelmäßig in einem Katalog, der Ferienhäuser anbot. Mit ihrer bescheidenen Rente hätte sie die vielen anfallenden Reparaturen nicht bezahlen können, hätte das alte Haus dem schleichenden Verfall preisgeben müssen. Das Vermieten stellte die einzige Möglichkeit dar, hin und wieder etwas dazuzuverdienen, auch wenn sie es einfach *hasste*, Fremde hier einzulassen. Jetzt zum Beispiel musste dringend das Dach neu gedeckt werden, spätestens vor dem nächsten Winter. Aber es war schwer, Gäste zu finden. Wer in den Norden reiste, fuhr in den Lake District oder gleich nach Schottland hinauf. Yorkshire, das Land der Berge und Moore, der kalten Winde, der wuchtigen, aus Kalkstein gebauten Häuser, lockte nicht viele Touristen. Wer an Yorkshire dachte, hatte Blei- und Kohleminen vor Augen, rußige Schornsteine, düstere Arbeitersiedlungen in nebligen Tälern.

Wer wusste schon etwas von den lieblichen, heiteren Frühlingstagen, die das Land mit leuchtend gelben Narzissen überschwemmten? Wer kannte die hellen, graublauen Schleier über dem Horizont in heißen Sommerwochen? Wer hatte je den würzigen Duft gerochen, den der Wind im Herbst in die Täler wehte? Wie immer, wenn Laura an all dies dachte, stieg die Liebe zu diesem Land wie ein plötzlicher Schmerz in ihr auf, ließ ihren Atem stocken. Dann wusste sie wieder, dass sie nie fortgehen würde. Dass sie die langen Winter ertragen würde. Die Einsamkeit. Die Erinnerungen. Wen man wirklich liebt, den verlässt man nicht, das war Lauras feste Überzeugung, auch wenn man sich immer wieder über ihn ärgert. Man geht vielleicht mit ihm zusammen eines Tages zugrunde, aber man geht nicht fort.

Der Wasserkessel pff. Laura goss das heiße Wasser über die Teeblätter. Allein der würzige Geruch legte sich besänftigend über ihre Nerven; nach dem ersten Schluck, das wusste sie aus Erfahrung, würde sie ein neuer Mensch sein.

»Laura und ihre Tasse Tee«, hatte Frances immer gespottet, »damit kuriert sie Bauchschmerzen, Wadenkrämpfe, Alpträume und Depressionen. Was sie betrifft, so müsste es auf der ganzen Welt keine andere Medizin geben.«

Frances hatte auch gern Tee getrunken, aber nie Probleme mit seiner Hilfe lindern können. Sie hatte sich an härtere Sachen gehalten.

»Ein guter Scotch auf Eis«, hatte sie gesagt, »und die Welt ist in Ordnung!«

Sie hatte jeden Mann unter den Tisch trinken können. Für ihre Leber schien es keine Schmerzgrenze gegeben zu haben.

Laura zog die dicken, geblühten Vorhänge vor das Fenster, sperrte die einfallende Dunkelheit und den heulenden Wind aus. Der Gedanke an Frances hatte sie wieder nervös

werden lassen. Jetzt bedrängte sie erneut die Vorstellung, die fremden Gäste könnten zwei Wochen lang Tag für Tag im Haus herumstöbern. Die Menschen waren neugierig. Sie fanden gern Dinge über andere heraus. Laura wusste das, weil sie auch manchmal in fremde Schubladen blickte. Einmal war ein Brief, der an die Leighs drüben vom Herrenhaus gerichtet war, versehentlich bei ihr abgegeben worden. Einen halben Tag lang war sie um ihn herumgeschlichen, dann hatte sie es nicht mehr ausgehalten und ihn über Wasserdampf geöffnet. Zu ihrer bitteren Enttäuschung enthielt er nichts als eine Einladung einer Familie aus Hawes zum Frühlingsfest.

Mit ihrer Teetasse in der Hand ging Laura hinüber ins Esszimmer, überprüfte, ob sich das gute Porzellan und die Weingläser ordentlich aufgeräumt in den Schränken befanden. Die weißen Leinentischdecken lagen glattgebügelt und Kante auf Kante gefaltet im entsprechenden Fach unter der Anrichte. Das silberne Besteck war nach Löffeln, Messern, Gabeln unterschiedlicher Größe in samtausgeschlagene Kästchen geordnet. Laura nickte zufrieden. Die Deutschen sollten nicht die feinen Nasen rümpfen können.

Sie zog auch hier die Vorhänge zu und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Die ganze Zeit über hatte sie ihren Blick gesenkt gehalten, hatte darauf geachtet, ihn keinen Moment lang umherschweifen zu lassen. Aber im Hinausgehen blieb er dennoch an der Ecke des Kaminsimses hängen, und sie sah den goldenen Rahmen der großen Fotografie, die dort oben stand. Sie konnte nicht umhin, näher zu treten. Das Foto, eine Schwarzweißaufnahme, zeigte Frances Gray im Alter von siebzehn Jahren. Sie trug ein Matrosenkleid, das sehr sittsam wirkte, hatte die schwarzen Haare glatt aus dem Gesicht gestrichen. Sie war ein durch und durch keltischer Typ gewesen, mit ihrer blassen Haut

und den leuchtend blauen Augen. Auf dem Bild trug sie das etwas hochmütige Lächeln zur Schau, das stets dazu angetan gewesen war, Menschen einzuschüchtern, und von dem sie sich auch in ihren schwersten Zeiten nicht getrennt hatte, als die Leute sagten, es gebe wahrhaftig nichts mehr, worauf sie sich etwas einbilden könne. In Wahrheit hatte sie nur nie eine Schwäche gezeigt. Ihre Tapferkeit hatten nur wenige ihrer Mitmenschen honoriert. Die meisten hatten gefunden, sie könne ruhig ein wenig bescheidener auftreten und sich schön im Hintergrund halten.

Frances und bescheiden! Beinahe hätte Laura aufgelacht. Sie sah das junge Mädchen auf dem Bild an und sagte laut: »Du hättest es mir sagen müssen! Du hättest mir einfach sagen müssen, wo du es versteckt hast!«

Frances lächelte und blieb stumm.

Das Flugzeug landete gegen siebzehn Uhr in London. Barbara und Ralph hatten geplant, eine Nacht hier im Hotel zu verbringen und am nächsten Morgen mit einem Mietwagen nach Yorkshire aufzubrechen. Barbara hatte überlegt, dass es nett sein könnte, am Abend durch die weihnachtlich geschmückte Stadt zu schlendern und später irgendwo gemütlich zu essen. Aber als sie aus dem Flugzeug stiegen, regnete es in Strömen, und im Laufe des Abends wurde es immer schlimmer. Nicht einmal die Regent Street mit ihren Lichtern und dem großen Tannenbaum lud unter diesen Umständen zum Verweilen ein.

Völlig durchnässt, retteten sich Barbara und Ralph schließlich in ein Taxi, ließen sich nach Covent Garden fahren und ergatterten bei Maxwell's den letzten freien Tisch. Es war laut und voll, aber wenigstens auch warm und trocken. Ralph strich sich die nassen Haare aus der Stirn und überflog stirnrunzelnd die Speisekarte.

»Such dir etwas richtig Gutes aus«, sagte Barbara, »die nächsten zwei Wochen bist du auf meine Küche angewiesen, und du weißt ja, was das bedeutet.«

Ralph lachte, aber er wirkte nicht fröhlich. »Auch in Yorkshire wird es Restaurants geben«, meinte er.

»So wie ich die Beschreibung des Hauses verstanden habe, befinden wir uns so ziemlich in der Mitte von Nirgendwo«, erklärte Barbara. »Es ist schon ein Dorf in der Nähe, aber ...« Sie vollendete den Satz nicht, zuckte nur mit den Schultern.

Einen Moment lang schwiegen sie beide, dann fragte Ralph leise: »Hältst du das alles wirklich für sinnvoll?«

»*Du* hast immer von England geschwärmt! *Du* hast immer gesagt, du willst einmal nach Yorkshire! *Du* hast ...«

»Darum geht es doch gar nicht«, unterbrach Ralph, »sondern um uns. Wie die Dinge liegen ... müssen wir uns da unbedingt zwei Wochen lang miteinander vergraben? Aufeinanderhocken, konfrontiert mit allem, was ...«

»Ja! Die Misere ist doch, dass wir nie Zeit füreinander haben. Dass wir uns außer ›Guten Morgen‹ und ›Guten Abend‹ kaum mehr etwas sagen. Dass wir jeder nur noch für unsere Berufe leben und gar nicht mehr wissen, was im anderen vorgeht!«

»Das wollte ich anders haben, das weißt du.«

»Ja«, sagte Barbara bitter, »das weiß ich. Auf meine Kosten.«

Wieder schwiegen sie beide, dann sagte Ralph: »Wir hätten aber auch daheim miteinander reden können. Jetzt über Weihnachten.«

»Wann denn? Du weißt doch, wie verplant wir schon wieder waren!«

Er wusste es. Heiligabend bei Barbaras Eltern. Erster Feiertag bei seiner Mutter. Zweiter Feiertag bei Barbaras

Bruder. Am 27. Dezember dann sein, Ralphs, vierzigster Geburtstag. Wieder Familie. Die Reise übrigens war Barbaras Geschenk zu diesem Geburtstag. Darum hatte er ja auch nicht ablehnen können. Sie hatte alles bereits geplant, organisiert, bezahlt. Mit den diversen Familienangehörigen geredet, deren Ärger besänftigt, die Lage erläutert. Nicht die Wahrheit gesagt, natürlich nicht! »Wisst ihr, Ralph und ich, wir stehen kurz vor einem Desaster, was unsere Ehe betrifft, und deshalb ...« Nein, Ralph konnte sich vorstellen, wie sie alles auf seine Wünsche geschoben hatte und auf ihr Verlangen, ihm diese Wünsche zu erfüllen. »Ralph hat von so etwas immer geschwärmt. Ein einsames Cottage in Nordengland. In Yorkshire, im Land der Brontës. Sein vierzigster Geburtstag ist doch ein würdiger Anlass, findet ihr nicht? Ihr müsst das verstehen. Nächstes Jahr feiern wir wieder alle zusammen!«

Wenn es für uns beide ein nächstes Jahr noch gibt, dachte Ralph.

Ihrer beider Rollen hatten sich auf eigenartige Weise vertauscht. Barbara hatte lange Zeit nicht bemerkt, dass etwas schief lief zwischen ihnen, und jeder seiner Versuche, das Problem anzuschneiden und auszusprechen, war von ihr boykottiert worden. Entweder hatte sie keine Zeit, keine Lust, war zu müde oder überzeugt, dass es überhaupt kein Problem gab. Dass sie beide einander praktisch nur noch im Vorbeirennen sahen, schien ihr nicht aufzufallen.

Irgendwann im Laufe des vergangenen Jahres hatte ihr aber offenbar gedämmert, dass es einige erhebliche Schwierigkeiten gab, und nun hatte sie sich entschlossen, diese aus der Welt zu schaffen. Gewohnt, die Dinge anzupacken und Widerstände zu überwinden, hatte sie die Reise in einen abgelegenen Winkel Yorkshires gebucht, wo sie zwei Wochen lang weder von Verwandten und Freun-

den noch von beruflichen Verpflichtungen gestört werden würden. Irgendwie hatte sie Ralph mit all dem völlig überrollt, was überaus typisch für sie war – und was ihn ärgerte. Es kam ihm vor, als habe sie gewissermaßen einen Startschuss abgegeben. Ziel: die Rettung unserer Ehe. Zeit: zwei Wochen.

Er fühlte sich wie der Kandidat in einer Fernsehshow. »Sie haben genau sechzig Sekunden!« In den letzten Jahren, in denen er nur noch frustriert gewesen war, den Eindruck gehabt hatte, allein gelassen zu werden, war ihm die Puste ausgegangen. Vielleicht war auch einfach der Glaube daran geschwunden, dass sich etwas ändern könnte. Jetzt wollte *er* nicht mehr reden. Er wollte nicht um etwas bitten, was sie ihm ohnehin nicht gewähren würde.

Barbara hatte sich in die Speisekarte vertieft. Ihr leises Murmeln verriet ihre Konzentration. Barbara tat immer alles mit äußerster Konzentration. Wenn sie arbeitete, hätte eine Bombe neben ihr detonieren können, ohne dass sie auch nur aufgeblickt hätte.

Wenn sie arbeitet, dachte Ralph bitter, könnte ich neben ihr sterben, ohne dass sie es bemerken würde.

Er wusste, dass er seit einiger Zeit zu sehr zum Selbstmitleid neigte, aber er versuchte nicht ernsthaft, etwas dagegen zu unternehmen. Ab und zu tat es ihm gut, seine Psyche zu streicheln und sich zu versichern, dass er es ziemlich schlecht hatte.

Barbara blickte auf. »Hast du schon etwas gefunden?«, fragte sie schließlich.

Ralph zuckte zusammen. »Oh, entschuldige. Ich war gerade völlig abwesend.«

»Hier gibt es eine Vorspeise für zwei Personen. Ich dachte, die könnten wir teilen.«

»In Ordnung.«

»Wirklich? Du musst nicht, wenn du nicht magst. Ich finde auch etwas anderes.«

»Barbara, ich wäre durchaus in der Lage, es zu sagen, wenn ich nicht wollte«, konterte Ralph etwas heftig. »Es ist okay!«

»Deshalb brauchst du mich nicht gleich so anzufahren. Manchmal habe ich das Gefühl, du lässt mir absichtlich meinen Willen, damit du später behaupten kannst, ich hätte dich überfahren!«

»Das ist doch absurd!«

Sie starrten sich an. Es war wie immer: Ihre viel zu häufig unterdrückten Aggressionen entluden sich an einer Lappalie, drohten, eine harmlose Situation im großen Streit eskalieren zu lassen.

»Auf jeden Fall«, sagte Barbara, »werde ich *nicht* diese Vorspeise für zwei Personen nehmen. Ich suche mir etwas anderes.«

Sie wusste, sie benahm sich kindisch. Sie *wollte* sich kindisch benehmen.

»Wahrscheinlich hast du recht«, meinte Ralph, »warum sollten wir eine Vorspeise teilen, wenn wir sonst im Leben nichts teilen.«

»Welch eine tiefgründige Bemerkung! Und so geistreich!«

»Wie soll ich denn sonst auf deine eigenartigen Launen reagieren?«

»Du brauchst überhaupt nicht zu reagieren. Hör mir einfach nicht zu!«

»Ich denke, wir müssen für zwei Wochen verreisen, *damit* ich dir zuhöre«, entgegnete Ralph kühl.

Barbara erwiderte nichts, vertiefte sich erneut in die Karte. Aber diesmal konzentrierte sie sich nicht, nahm wohl kaum etwas von dem wahr, was sie las. Ralph konnte

es an ihren zornigen Augen erkennen. Ihm selber war der Appetit vergangen. Als die Bedienung mit gezücktem Bleistift neben ihnen auftauchte und sie erwartungsvoll ansah, seufzte er.

»Wir konnten uns noch nicht entscheiden«, sagte er.

Montag, 23. Dezember 1996

Sie war bereit zum Aufbruch. Zwei Koffer standen fertig gepackt gleich unten neben der Haustür. Daneben noch eine Reisetasche und eine Plastiktüte. In der Tüte befand sich der Proviant für die Reise. Laura hatte in den letzten Jahren lernen müssen, an allem zu sparen, und das Zugrestaurant war auf jeden Fall zu teuer. So hatte sie belegte Brote vorbereitet und zwei große Thermoskannen mit heißem Tee gefüllt. Schließlich hatte sie eine lange Nachtfahrt vor sich. Aber morgen würde sie bei ihrer Schwester in Kent sein, und dann bekäme sie ein richtiges, warmes Essen. Das hieß, falls Marjorie in der Stimmung war zu kochen. Meist hatte sie zu schlechte Laune, um sich auch noch in die Küche zu stellen, und dann konnte man froh sein, wenn man wenigstens eine Konserve aufgewärmt bekam. Marjorie fand immer einen Grund, um sich einer düsteren Stimmung hingeben zu können: das Wetter, die steigenden Lebenshaltungskosten, die Skandale im Königshaus. Sie deprimierte ihre Umgebung durch üble Prophezeiungen, und ständig beteuerte sie, glücklich über ihr fortgeschrittenes Alter zu sein; denn dies würde ihr ersparen, all die Tragödien durchleiden zu müssen, die auf die Erde und die Menschheit warteten. In ihrem Pessimismus, mit dem sie allem, was mit Fortschritt und Entwicklung zu tun hatte,

begegnete, ähnelte sie Laura, war aber in ihrem Verhalten nicht von Angst, sondern von Aggression bestimmt. Marjorie bemühte sich nicht im Mindesten um andere Menschen, während Laura von früh bis spät nichts anderes tat.

Wird wieder trist werden bei Marjorie, dachte Laura. Hätte sie das Haus nicht hin und wieder räumen müssen, um es zu vermieten, sie wäre höchstens mal über ein Wochenende zu Marjorie gefahren. Aus Anstand, weil es sich um ihre einzige lebende Angehörige handelte. Vielleicht hätte sie ihr auch nur dann und wann einen Brief geschrieben.

Je näher der Moment der Abreise heranrückte, desto elender fühlte sich Laura. Um fünf Uhr würde Fernand Leigh von Daleview herüberkommen, um sie zum Bahnhof nach Northallerton zu bringen. Eigentlich hatte sie Lilian, seine Frau, darum gebeten; aber am Vorabend hatte er angerufen und gesagt, er werde das übernehmen. Vermutlich konnte Lilian wieder einmal das Haus nicht verlassen.

Bis er kam, würden die Gäste aus Deutschland hoffentlich eingetroffen sein. In ihrem Bestätigungsschreiben auf die Buchung hatte Laura ausdrücklich betont, wie wichtig eine Ankunft bis um spätestens halb fünf sei. Diese Barbara Sowieso (Laura konnte sich den deutschen Nachnamen beim besten Willen nicht merken) hatte zurückgeschrieben, das sei auf jeden Fall machbar.

Es gab nichts mehr zu tun. Laura wanderte durch die Zimmer, einen Becher Tee in der Hand. Draußen schneite es. Sie hatte die Heizung im Keller hochgestellt, und das Haus war mollig warm. Schön würden sie es hier haben, diese Fremden, die sie vertrieben, die ...

Hör auf!, befahl sie sich. Sei nicht ungerecht! Niemand vertreibt dich. Niemand wird das je tun können.

Mit den Augen streichelte sie jeden einzelnen Gegenstand und prägte ihn sich ein. Hin und wieder saugte sich

ihr Blick an einer Schublade fest oder an einem lockeren Dielenbrett, dann trat sie rasch näher, untersuchte die Stelle, die ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, fand nichts und wandte sich wieder ab.

Hör auf zu suchen, ermahnte sie sich streng, du machst dich verrückt, wenn du immer nur *daran* denkst!

Sie schaute auf die Uhr. Halb drei. Der Dezembertag war nicht richtig hell geworden und würde sich nun schon bald wieder in Dunkelheit auflösen. Wenn sie nur nicht fortmüsste!

Sie trat an eines der Fenster, die nach vorne zum Hof hinausgingen, und spähte den Weg entlang. Noch nichts zu sehen von den Gästen.

Der Regen ging in Schneeregen über, je weiter sie nach Norden kamen. Barbara und Ralph wechselten einander beim Fahren ab. Beide hatten sich rasch an das Linksfahren gewöhnt. Im dichten Verkehrsaufkommen um London herum hatte es noch einige Schwierigkeiten gegeben, aber die A1, The North, die sie nun vom Süden Englands in den Norden hinauffuhren, bereitete ihnen keine Probleme. Allerdings wurde das Schneetreiben dichter und unangenehmer. Die Scheibenwischer jagten hin und her, und Barbara, die gerade am Steuer saß, stellte fest, dass die Sicht immer schlechter wurde.

»Hoffentlich sind wir bald da«, sagte sie.

»Soll ich dich wieder ablösen?«, fragte Ralph. Er hatte die ganze Zeit über schweigend zum Fenster hinausgesehen.

»Ich fahr noch ein Stück. Dann würde ich mich allerdings über Ablösung freuen. Es wird doch recht anstrengend jetzt.« Barbara löste den Blick für einen Moment von der Straße und sah zu Ralph hinüber. Seit dem frühen Morgen schon betrachtete sie ihn immer wieder verstoh-

len. Wie albern sie sich benahm! Sie kannte diesen Mann seit fünfzehn Jahren, war seit elf Jahren mit ihm verheiratet. Und nun warf sie ihm Blicke zu, wie sie es als Teenager bei gutaussehenden Jungs getan hatte, die für sie allesamt unerreichbar gewesen waren. Aber so wenig ihr Verhalten zu ihrem Alter und dazu noch Ralph gegenüber passend schien, so wenig vermochte sie es zu ändern. Er sah so *anders* aus an diesem Tag, und das war ein weiteres alarmierendes Anzeichen dafür, dass sie viel zu wenig Zeit miteinander verbrachten, dass sie sich viel zu weit voneinander entfernt hatten. Sie kannte ihn nur noch in Anzug und Krawatte, kannte nur noch den erfolgreichen Anwalt Ende dreißig, der sich auf den Weg in seine Kanzlei machte, mit abwesendem Blick, da er gedanklich stets mit den Prozessakten beschäftigt war, an denen er gerade arbeitete. Es haute sie einfach um, ihn plötzlich in Jeans und Pullover zu erleben, die dunklen Haare nur flüchtig gekämmt, den Blick ebenfalls abwesend, aber vertieft in die vorüberrauschende Landschaft, weich und entspannt.

»Du siehst eigentlich ziemlich jung aus für einen Mann, der in ein paar Tagen vierzig wird«, sagte sie.

Ralph runzelte die Stirn. »Ist das ein Kompliment?«

»Was denn sonst?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Schau mal, da vorne an der Gaststätte kannst du rausfahren. Lass uns tauschen.«

Sie tat, was er sagte, und fuhr auf den Parkplatz vor einem *Happy Eater*. Ralph stieg aus und lief um das Auto herum, während Barbara auf seinen Sitz hinübrutschte. Als Ralph wieder einstieg, waren seine Haare weiß vom Schnee.

»Das geht ganz schön los da draußen«, meinte er. »Wir sollten sehen, dass wir vorankommen. Wenn es heftiger wird, bleiben wir noch irgendwo stecken.«

»Ich dachte immer, in England schneit es kaum!«

»Relativ selten im Süden. Aber in Nordengland und Schottland hat es schon richtige Schneekatastrophen gegeben.« Ralph lenkte den Wagen wieder auf die Straße. »Das wird aber diesmal sicher nicht der Fall sein«, fügte er beruhigend hinzu.

Gegen halb vier erreichten sie Leyburn, wo sie einen Polizisten nach dem Weg nach Leigh's Dale fragten.

»Immer der A684 nach«, erklärte er, »Wensley, Aysgarth, Worton. Bei Worton biegen Sie ab in Richtung Askrigg. Leigh's Dale liegt noch ein Stück weiter nördlich, Richtung Whitaside Moor.«

Nachdem sie die Hauptstraße, die Wensleydale durchschneidet, verlassen hatten, befiel sie mehr und mehr das Gefühl, in eine weltabgeschiedene Einsamkeit vorzudringen. Endlos erstreckten sich die hügeligen, von kleinen Mauern durchzogenen Wiesen nach rechts und links, bereits von einer Schneeschicht bedeckt. Wie schwarze Gerippe ragten Bäume in den Himmel. Dann und wann duckte sich das braune Gemäuer eines Hauses in eine Senke, oder ein anderes trotzte auf einem Hügel dem kalten Wind. Am Horizont verschmolzen Erde und Himmel im Schneetreiben zu einem grauen Inferno. Schwarze Vögel schrien über der Weite. Als ein verwittertes Schild mit der Aufschrift »Leigh's Dale, 1 Mile« auftauchte, stieß Barbara einen Laut der Erleichterung aus. »Endlich! Ich dachte schon, hier kommt nichts mehr!«

Wie sich herausstellte, bestand Leigh's Dale aus nicht mehr als einem Dutzend Häuser, die sich entlang der schmalen Dorfstraße aufreiheten, dazu eine Kirche und ein Friedhof. Niemand hielt sich draußen auf, nur ein paar Autos parkten am Straßenrand. Immerhin brannten hinter einigen Fenstern bunte elektrische Kerzen, und an zwei

Türen hingen Weihnachtskränze mit großen roten Schleifen.

»Da vorne scheint ein Laden zu sein«, sagte Ralph, »dort können sie uns bestimmt erklären, wie wir zum Westhill House kommen. Außerdem sollten wir ein paar Vorräte kaufen. Unsere Vermieterin sorgt sicher nicht für ein Abendessen, und ich habe Hunger!«

»Das ist eine gute Idee«, stimmte Barbara zu, »wir kaufen jetzt das Notwendigste, und morgen decken wir uns für Weihnachten richtig ein. Stell dich doch gleich hier hinter diese Nobelkarosse!«

»Das ist ein Bentley«, sagte Ralph ehrfürchtig, »scheint ziemlich reiche Leute in der Gegend zu geben.«

Die wenigen Schritte vom Auto bis zur Ladentür reichten aus, um sie beide wie Schneemänner aussehen zu lassen. Inzwischen zerbarst der anthrazitgraue Himmel in Millionen von dicken Schneeflocken.

Eine ältere Frau, die gleich neben der Tür stand und in das stürmische Wetter hinausblickte, nickte den Eintretenden freundlich zu und sagte: »Da kommt noch eine Menge runter! Ich hab es schon letzte Woche gesagt. Da hat mir keiner geglaubt. Wir kriegen eine Menge Schnee über Weihnachten, habe ich gesagt, aber meine Enkelkinder meinten, das könnte ich doch gar nicht wissen!« Sie schnaubte verächtlich. »Die jungen Leute haben von nichts eine Ahnung! Sie setzen sich vor den Fernseher und hören einem Wetteransager zu, und daran halten sie sich, egal, wie oft die danebentippen. Das Wetter hier oben habe ich im Blut, wissen Sie. Ich sehe es an der Farbe des Himmels. Ich atme den Geruch, der von der Erde aufsteigt. Und ich weiß, was kommt.« Sie nickte stolz. »Meine Mutter war auch so. Sie hat die Schneekatastrophe von 1947 vorausgesagt. Da lag der Schnee mehr als zwei Meter hoch. Manche Häuser

sind darunter verschwunden. Und diesmal wird's nicht viel besser.« Nach dieser pessimistischen Voraussage lächelte sie und fuhr fort: »Was kann ich für Sie tun? Sie sind nicht aus der Gegend, nicht wahr?«

»Nein. Ich bin Barbara Amberg. Mein Mann Ralph. Wir wollen zum Westhill House.«

»Oh – zum Haus der Schwestern! Ich bin Cynthia Moore. Mir gehört der Laden hier.«

»Schwestern?« fragte Barbara. »Ich dachte, Miss Selley lebt allein dort.«

»Ach, das ist nur ein alter Name. Hat sich eingebürgert in der Zeit, als von der ganzen Familie auf Westhill nur noch zwei Schwestern übrig geblieben waren und dort lebten. Beide gibt es nicht mehr, aber irgendwie nennen es immer noch alle das Haus der Schwestern.« Sie lächelte wieder und senkte gleich darauf die Stimme, als stelle sie eine unanständige Frage: »Obwohl Sie sehr gut Englisch sprechen, scheint es mir, als ob ...«

»Wir kommen aus Deutschland«, sagte Ralph.

»Aus Deutschland? Und da verirren Sie sich hierher? Herzlich willkommen in Leigh's Dale! Westhill Farm wird Ihnen gut gefallen, auch wenn von einer Farm kaum mehr die Rede sein kann. Laura konnte das mit den Schafen und Pferden natürlich nicht alleine weiterführen. Sie ist ein bisschen verrückt, aber ein lieber Kerl!«

»Verrückt?« fragte Barbara.

»Na ja. Eine alte Jungfer. Ein bisschen verschoben, manchmal etwas hysterisch. Seit ihrem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahr kennt sie nur Westhill und Leigh's Dale, wenn man von den gelegentlichen Reisen zu ihrer Schwester nach Kent absieht. Und da sitzen die beiden dann auch nur in der Wohnung, und Marjorie nörgelt vor sich hin. So ist Laura vielleicht ein wenig wunderlich geworden.«

»Es wäre sehr nett, wenn Sie uns den Weg nach Westhill beschreiben könnten«, sagte Ralph, die kurze Atempause nutzend, die Cynthia einlegte. Ihm schien, dass sie drauf und dran war, Lauras gesamte Lebensgeschichte vor ihnen auszubreiten, und daran hatte er nicht das mindeste Interesse. »Außerdem würden wir gern ein paar Lebensmittel einkaufen.«

»Selbstverständlich«, stimmte Cynthia eifrig zu, »suchen Sie nur aus, was Sie brauchen. Später erkläre ich Ihnen den Weg!«

Der Laden erstreckte sich nach hinten hin weiter, als es von außen den Anschein hatte. Lange Regalreihen unterteilten ihn in mehrere Gänge. Als Barbara um die Ecke in den zweiten Gang einbog, wäre sie beinahe mit einem großen Mann zusammengestoßen, der, einen Stapel Konservendosen in den Händen balancierend, wie aus dem Nichts auftauchte. Er trug einen dunkelgrünen Barbour und hohe Stiefel.

Barbara blieb abrupt stehen, sodass Ralph, der direkt hinter ihr kam, gegen sie stieß. Einen Moment lang sahen sich alle drei überrascht an; jeder hatte geglaubt, es sei sonst niemand im Laden.

»Entschuldigung«, sagte der Fremde schließlich.

»Nichts passiert«, erwiderte Barbara.

Er starrte sie an. Er hatte dunkle Augen, einen eindringlichen Blick. Barbara erwiderte diesen Blick, aber ihr war unbehaglich zumute, und sie wusste, sie würde als erste wegschauen, wenn er sich jetzt nicht abwandte.

Zum Glück löste er sich plötzlich von ihr und drehte sich um. »Lil!« Der soeben noch höfliche Tonfall war völlig aus seiner Stimme verschwunden. Sie klang jetzt hart und schroff. »Kommst du endlich?« Dies schien weniger eine Frage als ein Befehl. Gleich darauf tauchte eine junge

Frau auf, ein unscheinbares, verhuschtes Wesen, das den beiden Fremden ein zaghaftes Lächeln schenkte, dann jedoch wieder schüchtern zu Boden blickte. Der Mann löste eine Hand von seinem Konservenstapel, der gefährlich ins Wanken geriet, und umschloss mit festem Griff den Arm der Frau. Ihr entfuhr ein unterdrückter Schmerzenslaut.

»Ich habe nicht ewig Zeit. Ich muss nachher Laura Selley noch zum Zug bringen.«

»Wir sind Miss Selleys Feriengäste«, sagte Barbara.

»Oh – wirklich?« Diesmal schenkte er ihr nicht den tiefen Blick von vorhin, diesmal sah er sie nur flüchtig, fast desinteressiert an. »Dann sind wir Nachbarn in der nächsten Zeit. Leigh. Fernand Leigh.«

»Barbara Amberg. Mein Mann.«

Ralph nickte Fernand kühl zu. Der erinnerte sich wieder an die Frau, deren Handgelenk er noch immer so fest umklammert hielt, dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten. »Meine Frau Lilian«, stellte er vor.

Lilian hatte die ganze Zeit unverwandt zu Boden gestarrt, nun blickte sie kurz auf. Barbara erstarrte, und sie hörte, wie auch Ralph hinter ihr scharf einatmete. Im trüben Licht der altersschwachen Deckenleuchte sahen sie jetzt beide, was ihnen im Moment der ersten flüchtigen Begrüßung nicht aufgefallen war: Lilians linkes Auge verunzierten die gerade erst langsam abklingenden Reste eines hässlichen, blaugrünen Blutergusses. Ihre Unterlippe war geschwollen, in einem Mundwinkel klebte ein wenig verkrustetes Blut.

»Hat mich gefreut«, sagte Fernand Leigh. »Man sieht sich vielleicht noch!« Er nickte ihnen zu, dann strebte er, Lilian hinter sich herziehend, zur Kasse.

Barbara und Ralph sahen einander an. »Er würde ver-

mutlich erklären, dass seine Frau die Treppe hinuntergefallen ist«, sagte Ralph, »ich glaube aber eher ...«

Er ließ den Satz unvollendet, aber Barbara wusste, was er meinte, und nickte.

»Ich habe viel zu viele solche Gesichter gesehen«, sagte sie, »und ich meine damit nicht nur die Blutspuren und die blauen Flecken. Es ist der Ausdruck in den Augen. Die Art, wie sie lächeln. Wie sie den Kopf senken. Wie sie dich ansehen, als müssten sie um Entschuldigung bitten, dass es sie überhaupt gibt. Diese Frau ist ein Wrack, Ralph. Und vermutlich war sie es nicht, *bevor* sie ihn kennenlernte.«

Ralph spähte aus dem Fenster. »Ihm gehört der Bentley. Sie steigen gerade ein.«

Unbemerkt war Cynthia herangekommen. »Ihm gehört praktisch alles Land in der Gegend«, sagte sie, »einschließlich sämtlicher Häuser dieses Ortes. Die Leighs waren richtige Feudalherren in früherer Zeit. Der einzig autonome Besitz war die Westhill Farm, die den Grays gehörte. Das hat sie ziemlich gekratzt. Inzwischen hat Fernand eine Menge Westhill-Land gekauft. Viele rätseln allerdings, wovon. Man sagt, er trinke zu viel und mache Schulden. Aber dann musste es plötzlich dieses Auto sein! Irgendwo muss er noch Reserven besitzen.«

»Was ist mit seiner Frau los?« fragte Barbara. »Sie sah ja schrecklich aus!«

Cynthia seufzte. »Ein großes Problem. Wissen Sie, im Grunde ist Fernand Leigh kein schlechter Kerl. Ich weiß nicht, was sich zwischen ihm und Lil abspielt, aber offenbar verliert er regelmäßig die Beherrschung. Sie ist oft noch schlimmer zugerichtet als heute.«

»Und niemand unternimmt etwas?«, fragte Ralph ungläubig. »Der Kerl wäre doch leicht wegen Körperverletzung dranzukriegen!«

»Da müsste Lil mitmachen. Sonst reitet man sie mit all dem ja nur noch tiefer in den Schlamassel«, meinte Cynthia. »Bisher deckt sie ihn beharrlich. Sie ist höchst erfinderisch, wenn es darum geht, Erklärungen für ihre zahlreichen Verletzungen zu finden.«

»So ist das häufig«, sagte Barbara. »Männern wie diesem Leigh ist nicht beizukommen, solange ihre Frauen Angst haben, gegen sie auszusagen.«

»Er ist wirklich kein schlechter Mensch«, beharrte Cynthia. »Er hatte es nicht leicht als Kind. Sein Vater trank auch, und seine Mutter – eine französische Emigrantin, daher auch sein französischer Vorname – wurde mit den Jahren immer schwermütiger, weil sie nie ihr Heimweh loswurde. Fernand wurde zerrieben zwischen den beiden.«

»Offen gestanden, dies ist eine Erklärung für gewalttätiges Verhalten, die mich schon seit Jahren nicht mehr sonderlich beeindruckt«, sagte Ralph. »Der Mensch ist mit einem freien Willen geboren. Ganz gleich, was zuvor in seinem Leben geschehen ist, von irgendeinem Punkt an trägt er die Verantwortung für das, was er mit dem Rest macht.«

Cynthia nickte. »Im Grunde gebe ich Ihnen recht, aber ... Nun, also«, sie war bemüht, das Thema zu wechseln, »haben Sie, was Sie brauchen?«

»Vorläufig ja«, meinte Barbara, »wir kommen auf jeden Fall morgen noch einmal vorbei und kaufen für die Feiertage richtig ein.«

Cynthia warf einen zweifelnden Blick hinaus, wo der Sturm heulend die Schneeflocken durcheinanderblies. »Hoffentlich kommen Sie morgen noch bis hierher durch. Wenn es schlimm wird, helfen zwar die von der Catterick Garrison und machen die Hauptstraßen mit ihren Panzern frei, aber um die Nebenstrecken kümmert sich niemand. Und Westhill liegt ein gutes Stück abseits!«

»Ach, es wird schon nicht so schlimm werden!«, sagte Barbara leichthin. »Wir haben auch Schneeketten im Auto. Wir schaffen das schon. Wären Sie jetzt so nett, uns den Weg zu beschreiben ...?«

Als der dumpfe Klang des Türklopfers aus Messing durch das Haus dröhnte, zuckte Laura zusammen, obwohl sie jeden Moment mit der Ankunft der Gäste gerechnet hatte. Etwas von dem heißen Tee in ihrer Tasse schwappte auf ihre Hand, und sie stieß einen leisen Schrei aus. Was war nur los mit ihren Nerven? Sie schienen völlig zerrüttet, nur weil ihr die bevorstehende Reise im Magen lag, die Konfrontation mit der Welt, die jenseits der schützenden Mauern von Westhill lauerte. Sie stellte die Tasse ab, lief in den Flur, zupfte im Vorbeieilen vor einem Spiegel ihre Haare zurecht, reckte die Schultern und öffnete.

Der Sturm riss ihr beinahe die Tür aus der Hand, und ein Schwall von Schneeflocken wirbelte ihr ins Gesicht. Es war schon fast dunkel, Laura konnte von den beiden Gestalten, die vor ihr standen, kaum mehr als die Umrisse sehen.

»Guten Tag, ich bin Laura Selley«, sagte sie. Sie musste laut sprechen, um den Wind zu übertönen. »Kommen Sie herein!«

Barbara verstand, weshalb Cynthia diese Laura »wunderlich« genannt hatte. Die ältere Dame war zweifellos nett, aber recht zerstreut und nervös. Sie hatte die beiden Ankömmlinge zuerst in die Küche geführt und ihnen Tee angeboten, und kaum saßen sie mit ihren Tassen da, fiel ihr ein, sie müsste ihnen unbedingt als Erstes das ganze Haus zeigen, da sie jeden Moment abgeholt würde. Sie stellten also ihre Tassen wieder ab und folgten Laura durch das Haus. Im Erdgeschoss befanden sich außer der geräumigen

Küche noch das Wohnzimmer und das Esszimmer. Dort blieb Barbaras Blick sofort an der Fotografie auf dem Kamin hängen. »Wer ist das?«

»Frances Gray. Den Grays hat das hier ja alles gehört.«

»Und Sie haben es von ihnen gekauft?«, fragte Ralph, während er überlegte, woher diese einfach wirkende Frau so viel Geld haben sollte.

»Ich habe es geerbt«, antwortete Laura stolz. »Von Frances. Sie war die Letzte der Familie. Es gibt keine Nachkommen.«

»Ist es hier nicht oft recht einsam?«, fragte Barbara. Sie fand die Vorstellung, hier jahraus, jahrein alleine leben zu müssen, recht beklemmend.

Laura schüttelte den Kopf. »Für mich nicht. Ich lebe seit über fünfzig Jahren hier, wissen Sie.« Sie schien das für eine ausreichend plausible Erklärung zu halten.

Über eine weißgestrichene Holzterrasse gelangten sie in den ersten Stock. Hier gab es zwei große und drei kleine Schlafzimmer sowie ein altmodisches Bad, in dem die Wanne auf vier verschnörkelten Füßen stand.

»Ich habe Ihnen hier in einem der großen Schlafzimmer das Bett bezogen«, erklärte Laura, »ich dachte, dort haben Sie am meisten Platz.«

Barbara und Ralph warfen einander einen kurzen Blick zu und beschlossen in stillschweigender Übereinkunft, keinesfalls vor Laura zu erwähnen, dass sie seit einigen Jahren nur noch in getrennten Zimmern schliefen.

Laura hatte das flüchtige Unbehagen der beiden jedoch gespürt und mit feiner Intuition richtig gedeutet. Verlegen fügte sie hinzu: »Selbstverständlich steht Ihnen auch jedes der drei kleinen Schlafzimmer zur Verfügung. Nur mein eigenes Zimmer sollte ...«

»Natürlich«, sagte Ralph rasch.

Als sie die Treppe hinunterstiegen, fragte Barbara neugierig: »Sie waren eine Freundin von Frances Gray?«

Ralph schüttelte kaum merklich den Kopf; er kannte Barbaras Angewohnheit, fremde Leute recht unverblümt auszufragen, und hatte dafür keinerlei Verständnis. Laura gab jedoch bereitwillig Auskunft.

»Man kann das schon so sagen, ja. Eigentlich war ich die Haushälterin. Aber ich kam schon als Kind hierher, und es war einfach meine Heimat. Frances und ich hatten nur einander.«

»Sie beide lebten ganz allein hier?«

Ein Schatten flog über Lauras Gesicht. »Nachdem Adelaide tot und Victoria Leigh fortgegangen war ... ja!«

»Victoria Leigh?«

»Frances' Schwester.«

»Hatte sie etwas mit den Leighs zu tun von ... wie heißt es? ... Daleview?«

»Barbara!«, mahnte Ralph leise.

»Sie war mit dem Vater von Fernand Leigh verheiratet. Die Ehe wurde aber geschieden.«

»Hat er sie misshandelt?«

»Barbara!«, sagte Ralph nun bereits schärfer. Barbara wusste, was er dachte: Du benimmst dich völlig unmöglich!

Laura schien etwas überrascht. »Nein. Wieso?«

»Wir haben Fernand Leigh und seine Frau in Leigh's Dale getroffen«, erklärte Barbara, »und Mrs. Leigh war ziemlich übel zugerichtet.«

»Nun«, Lauras Gesicht nahm einen nachdenklichen und etwas wehmütigen Ausdruck an, »es gehören immer zwei zu so etwas, nicht? Ich frage mich manchmal, wird man zum Opfer durch das Schicksal, oder macht man sich selber dazu?«

Während Barbara recht überrascht diese Antwort zu

verdauen suchte – sie hatte nicht erwartet, dass Laura die Angelegenheit unter derart komplizierten psychologischen Aspekten zu durchleuchten sich bemühen würde –, ging Ralph hinaus, um das Gepäck aus dem Wagen zu holen. In der Tür stieß er beinahe mit Fernand Leigh zusammen, der als großer, dunkler Schatten aus dem Schneetreiben auftauchte. Die beiden Männer grüßten einander frostig. Fernand trat einen Schritt zurück, um Ralph hinauszulassen, dann kam er in einer Wolke von Schnee und Kälte herein. Er schien sofort den ganzen Flur auszufüllen. Obwohl er nur knapp größer war als Ralph, war sein Wesen und Auftreten von einer Dominanz, die alles um ihn herum scheinbar kleiner werden ließ.

»Miss Selley«, sagte er, »wir müssen los. Das Wetter wird jede Minute schlimmer. Sie erwischen vermutlich den letzten Zug, der in den nächsten Tagen überhaupt wird losfahren können.«

»Liebe Güte, ich hätte nicht gedacht, dass es so schlimm werden würde«, murmelte Laura und fing an, auf der Suche nach Handschuhen, Schal und Mütze hektisch hin und her zu eilen.

»Wir werden doch nicht völlig einschneien?«, fragte Barbara.

Fernand wandte sich ihr zu. Im Dämmerlicht des schmalen Flurs spürte sie seinen Blick mehr, als dass sie ihn sah. »Darauf würde ich mich nicht verlassen«, antwortete er, »kann sein, Sie sitzen hier ab morgen schon völlig fest.«

»Das wäre ziemlich unangenehm!«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich glaube nicht, dass sich das Wetter danach richten wird, was Ihnen angenehm ist und was nicht.«

»Das hatte ich auch nicht angenommen«, erwiderte Barbara steif.

Er lachte und meinte unerwartet friedfertig: »Natürlich nicht. Entschuldigen Sie die dumme Bemerkung.«

Und schon hatte er sich wieder abgewandt und griff nach Lauras beiden Koffern und der Reisetasche, die neben der Tür warteten. »Fertig, Miss Selley?«

»Fertig«, sagte Laura. Sie stülpte sich eine Mütze – ganz offensichtlich selbst gestrickt und etwas zu klein – auf den Kopf, nahm die Plastiktüte mit den Vorräten und ihre Handtasche, die wie eine braune, runde Praline aussah. Sie atmete tief durch. Im letzten Moment erst dachte sie daran, sich von Barbara zu verabschieden. Dann verließ sie ihr Haus mit dem Gesichtsausdruck eines ängstlichen Soldaten, der in eine gefährliche Schlacht ziehen muss und kaum Hoffnung hat, siegreich aus ihr hervorzugehen.

Der junge Mann, der Laura auf dem anderen Fensterplatz gegenüber saß, schnarchte leise. Sein Kopf lehnte seitlich an der Kopfstütze, sein Mund stand ein wenig offen. Er sah wie ein Baby aus, weich und rosig. Er schien einen friedlichen Traum zu träumen, denn seine Gesichtszüge wirkten entspannt und ruhig.

Auch die Studentin an der Abteiltür war eingeschlafen. Genau genommen *vermutete* Laura nur, dass es sich bei der jungen Frau um eine Studentin handelte. Sie sah einfach danach aus: Jeans und Sweatshirt, intelligentes Gesicht, Nickelbrille, kurzgeschnittenes, etwas verstrubbeltes Haar. Bevor sie einschlief, hatte sie die ganze Zeit über in einem Buch gelesen, das sich, soweit Laura das feststellen konnte, mit Mathematik beschäftigte.

Der Zug donnerte durch die Nacht, und sie fand keinen Schlaf. Im Abteil brannte jetzt nur noch ein schwaches Licht; sie konnte die Schneeflocken jenseits der Fensterscheibe erkennen. Fernand hatte sie mit seinem Jeep zum

Bahnhof gebracht; mit keinem anderen Auto wäre er mehr durchgekommen. In York hatte sie umsteigen und dabei lange warten müssen, weil sämtliche Fahrzeiten bereits durcheinandergerieten. Von allen Seiten hatte sie Alarmierendes über das Wetter aufgeschnappt. Man schien damit zu rechnen, dass eine echte Schneekatastrophe über den Norden Englands und über Schottland hereinbrach.

Die beiden werden einschneien, und sie werden jede Menge Zeit haben, im Haus herumzuschnüffeln, dachte Laura düster. Sie wünschte, sie wäre nie abgereist; sie wünschte, sie könnte an der nächsten Station aussteigen und mit dem Gegenzug umgehend zurückfahren. Aber abgesehen davon, dass sie mit ihrem Wiederauftauchen daheim gegen jede Vereinbarung verstoßen und einigen Ärger verursachen würde, schien es auch äußerst fraglich, ob es ihr überhaupt gelingen könnte, Westhill zu erreichen.

»Von jetzt an geht nichts mehr«, hatte Fernand am Bahnhof von Northallerton gesagt und, mit einem Blick hinaus in das Chaos, hinzugefügt: »Drücken Sie mir die Daumen, dass ich noch bis nach Hause komme!«

Sie dachte über Barbara nach. Die fremde Frau war ihr suspekt. Keineswegs unsympathisch, aber nicht ungefährlich. Zielgerichtet und sehr direkt in ihrer Art, Fragen zu stellen. Eigenartigerweise hatte Laura sie durchaus nicht als neugierig empfunden; Neugierde hatte für sie einen unangenehmen Beigeschmack, und unangenehm war nichts an Barbara gewesen. Neugierde wurde begleitet von einem lüsternen Verlangen nach Sensation, und davon war nichts spürbar gewesen bei Barbara. Sie wirkte wie ein Mensch, der besessen ist von einem echten, brennenden Interesse an allem, was um ihn herum geschieht, an jedem, der seinen Weg kreuzt. Von einem Interesse, das auch die Hintergründe, die Vorgeschichte einer Begebenheit kennen will,

auch auf die Gefahr hin, dass die Sensation damit erklärbar wird und an Dramatik verliert. Barbara spähte nicht durchs Schlüsselloch, sie marschierte direkt ins Zimmer und fragte, was sie zu wissen beehrte.

Wie Frances, dachte Laura, und im nächsten Moment begriff sie, dass es genau *das* war, was ihr Barbara sympathisch machte und zugleich Angst und Misstrauen auslöste:

Barbara war wie Frances Gray.

Dienstag, 24. Dezember 1996

Barbara wusste nicht, was sie geweckt hatte, der heulende Sturm oder das Entsetzen über sich selbst, das bis in die Tiefen ihres Traumes vorgedrungen sein musste, denn ihr Gesicht glühte vor Scham, als sie sich nun im Bett aufsetzte. Draußen tobte das Unwetter. Der Sturm schien die ganze Welt aus den Angeln heben zu wollen, jagte um das Haus wie ein wütender Feind, rüttelte an den Fensterscheiben, erfüllte die hohen, alten Kamine mit schaurigen Geräuschen. Was sich da draußen abspielte, hatte etwas von einem Inferno, aber in diesem Moment erschien es Barbara nicht halb so bedrohlich wie das, was in ihrem Inneren vor sich ging. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt einen erotischen Traum gehabt hatte.

»Das ist ja absolut lächerlich«, sagte sie laut in die Dunkelheit hinein, dann warf sie sich auf den Bauch, presste ihr Gesicht tief in die Kissen und wartete ab, dass sich das sanfte, auf eigentümliche Weise fast schmerzhafte Pochen in ihrem Körper beruhigte.

Sie hatte sich von Fernand Leigh auf dem Rücksitz eines Autos gerade die Strumpfhosen abstreifen lassen, als sie glücklicherweise erwacht war, und sie erinnerte sich, dass sie vor Begierde halb wahnsinnig gewesen war. Falls sie im Schlaf gestöhnt oder womöglich sogar obszöne Worte ge-

sagt hatte, würde das Gott sei Dank ihr Geheimnis bleiben, denn sie befand sich allein im Zimmer. Ralph hatte ihr den großen Raum, den Laura ursprünglich für sie beide hergerichtet hatte, überlassen und war mit seiner Decke und seinem Kissen in eines der kleinen Zimmer umgezogen. Sie hatten nicht viele Worte darüber verloren.

»Es ist dir vermutlich lieber so«, hatte er nur gesagt, und sie hatte erwidert: »Es ist einfach so, wie wir es gewöhnt sind.«

Sie setzte sich erneut auf, und während sie nach dem Schalter der Nachttischlampe suchte, fragte sie sich, ob das der Traum einer Frau gewesen war, die schon zu lange ohne Sexualität lebte. Ein Jahr? Oder sogar länger? Sie hatte nie den Eindruck gehabt, etwas zu vermissen. Im ständigen Berufsstress war ihr das Bett ohnehin nur noch als ein Ort erschienen, in dem sie die wenigen Stunden Schlaf, die ihr zur Verfügung standen, bis zur letzten Sekunde nutzte. Sie wäre nicht auf die Idee gekommen, auch nur einen dieser kostbaren Momente für etwas anderes zu vergeuden. Fast jeden Abend hatte sie noch berufliche Verabredungen oder gesellschaftliche Verpflichtungen, sodass sie meist erst nach Hause kam, wenn Ralph schon schlief. Dafür stand er morgens früher auf, verließ bereits das Haus, wenn sie verschlafen ins Bad tappte. Schließlich hatten sie sich auf getrennte Zimmer geeinigt, weil sich das mit ihren unterschiedlichen Schlafgewohnheiten besser vereinbaren ließ.

Sie hatte den Schalter gefunden, aber das Licht ging nicht an. Hoffentlich lag das an der Lampe und hing nicht etwa mit einem Stromausfall im ganzen Haus zusammen.

Barbara stieg aus dem Bett und tastete sich – in dem fremden Zimmer nur langsam und stolpernd – zur Tür, wo sich ein weiterer Schalter befand. Auch hier tat sich nichts. Und genauso war es draußen im Flur.

»Oh, verdammt«, murmelte sie. Sie erreichte Ralphs Zimmertür und klopfte leise an. »Ralph!«, flüsterte sie.

»Komm herein.« Seine Stimme klang wach und klar. »Ich kann ohnehin nicht schlafen. Der Sturm ist zu laut.«

Barbara trat ein. Sie vernahm ein Klicken, dann sagte Ralph erstaunt: »Das Licht geht nicht!«

»Das wollte ich dir ja sagen!« Barbara wechselte frierend von einem Fuß auf den anderen, der Fußboden war eiskalt. »Es geht nirgendwo!«

»Auch unten im Haus nicht?«

»Da hab ich es nicht probiert. Was glaubst du, ist das?«

»Vielleicht ist nur eine Sicherung rausgesprungen. Ich kümmere mich morgen früh darum.«

»Vielleicht hat der Sturm auch eine Stromleitung beschädigt. Dann könnten wir gar nichts machen.«

»So etwas wird dann sicher schnell in Ordnung gebracht.« Allmählich gewöhnten sich ihrer beider Augen an die Finsternis, schwach konnten sie einander erkennen. Ralph sah, dass Barbara zitterte.

»Geh schnell wieder ins Bett«, sagte er, »du erkältest dich sonst. Oder ...«, er hielt kurz inne, »oder komm zu mir. Aber bleib da nicht stehen!«

Angesichts ihres Traumes hatte Barbara das Gefühl, Ralphs Nähe jetzt keinesfalls suchen zu sollen.

»Ich verschwinde schon wieder«, sagte sie, »hoffentlich lässt dieser verdamnte Sturm bis morgen nach. Er macht mich ganz verrückt!«

Sie ertastete sich den Weg zu ihrem Zimmer und in ihr Bett zurück, aber sie fand keinen Schlaf mehr und wälzte sich unruhig hin und her. Erst in den frühen Morgenstunden dämmerte sie noch einmal ein.

Sie erwachte davon, dass jemand sie an den Schultern rüttelte. Es war Ralph. Er war bereits fertig angezogen, aber

noch unrasiert, und wirkte ziemlich verstört. »Barbara, steh auf! Das musst du gesehen haben!«

»Was denn?«

»Geh mal ans Fenster!«

Sie rappelte sich auf und tat, worum er sie gebeten hatte. Dann stieß sie einen leisen Schrei aus. »Um Gottes willen! Das gibt es doch nicht!«

Die Welt draußen versank im Schnee. So weit das Auge reichte, Schnee, nichts als Schnee. Es gab keinen Unterschied mehr zwischen Wiesen, Wegen, der Auffahrt zum Haus, dem Garten. Alles verschwand, lag tief begraben. Die Bäume entlang der Auffahrt wirkten seltsam winzig, weil kaum mehr die Hälfte ihrer Stämme aus dem Schnee herausragte, und ihre Äste schienen niederbrechen zu wollen. Zwei Bäume hatte der Sturm umgerissen, ihre riesigen Wurzeln ragten nach oben und zeugten von der Gewalt des Unwetters, das in der Nacht über das Land hinweggegangen war. Der Wind hatte aufgehört, aber es schneite unaufhörlich, und eine tiefe, geheimnisvolle Stille lag über der Einsamkeit.

»Ich glaub's einfach nicht!«, rief Barbara fassungslos. »So etwas habe ich noch nie gesehen!«

»Wir haben im ganzen Haus keinen Strom«, sagte Ralph, »auch unten nicht. Die Sicherungen sind in Ordnung. Also hat der Sturm vermutlich die Leitungen beschädigt.«

»Aber das wird man doch schnell reparieren, oder? Ich meine, das ist hier eine etwas verlassene Gegend, aber doch nicht ganz abgeschnitten von der Zivilisation!«

»Die Frage ist, ob es jemandem gelingt, durch den Schnee überhaupt so weit vorzustoßen, dass man etwas reparieren kann. Ich fürchte, selbst mit Schneeketten geht nichts mehr.«

»Apropos Schneeketten«, sagte Barbara. Suchend spähte

sie hinaus. »Wo ist denn das Auto? Es stand doch vor der Haustür!«

»Da steht es immer noch«, entgegnete Ralph. In seiner Stimme mischten sich Belustigung und ein Anflug von Panik. »Unter dem Schnee!«

»Dann können wir ja gar nicht nach Leigh's Dale fahren!«

»Nein. Keine Chance. Der Schnee liegt meiner Ansicht nach bereits über einen Meter hoch, und es kommt ja immer mehr dazu. Das schaffen wir nicht.«

Fröstelnd schlang Barbara beide Arme um den Körper. Sie war nur in Slip und T-Shirt und registrierte erst jetzt, dass es ziemlich kalt war im Zimmer.

»Bin ich heute früh so verfroren«, fragte sie, »oder war es gestern Abend tatsächlich wärmer?«

»Es war gestern Abend tatsächlich wärmer«, sagte Ralph bedrückt, »denn da funktionierte die Heizung noch.«

Sie starrte ihn an. »Was?«

Er nickte. »Ich war im Keller. Die Pumpe läuft ohne Strom nicht. Und ein Notstromaggregat gibt es nicht.«

»Dann haben wir ja auch kein heißes Wasser! Wir können den Herd nicht in Gang setzen. Kein ...«

»Übrigens auch kein Telefon. Die Leitung ist tot.«

Barbara ging langsam zu ihrem Bett zurück, ließ sich darauf fallen und stützte den Kopf in die Hände. »Verdammter Mist!«, sagte sie inbrünstig.

Ralph versuchte ein aufmunterndes Lächeln. »Das ist nicht das Ende der Welt, Barbara. Ich meine, wir sitzen ja nicht irgendwo da draußen in der Schneewüste, ohne ein Dach über dem Kopf, oder in einem Auto, das langsam unter den Schneemassen verschwindet. Wir haben ein festes, trockenes Haus mit mehreren Kaminen, in denen wir Feuer machen können. Wir werden ein paar Tage lang

von der Außenwelt abgeschnitten sein, aber es schneit nicht ewig weiter, und die Lage wird sich normalisieren. Schau«, setzte er hinzu, weil er irgendwie das Gefühl hatte, das könnte ein Trost sein, »wir sind ja nicht die einzigen, denen es so geht. Ringsum haben alle das gleiche Problem, und sie werden es auch meistern.«

Entschlossen stand Barbara auf, griff nach ihrem Morgenmantel. »Ich brauche jetzt erst einmal einen starken Kaffee«, sagte sie, »vorher kann ich nicht nachdenken. Kommst du mit in die Küche?«

Er hielt sie am Arm fest. »Wie willst du ...?«

»Dieser eiserne alte Ofen. Irgendwie kriege ich ihn in Gang. Und selbst wenn ich mitten im Wohnzimmer ein Lagerfeuer machen muss – ich werde jetzt einen Kaffee trinken!«

Neben dem Kamin im Wohnzimmer lagen noch drei Holzscheite ordentlich gestapelt in einem Korb aus Messing. Es schien sich um das einzige Holz zu handeln, das sich im Haus befand, aber Ralph sagte, er sei überzeugt, dass es hier irgendwo einen größeren Vorrat gebe. »Hinter dem Haus befindet sich ein Schuppen, das habe ich gestern Abend noch gesehen«, erklärte er, »ganz sicher hat Miss Selley dort ihren Holzvorrat. Irgendwie muss ich dort hingelangen. Ob es hier eine Schneeschaufel gibt?«

Während er in den Keller ging, um nachzusehen, setzte Barbara den alten eisernen Ofen in Gang. Sie stellte rasch fest, dass das Holz alleine nicht brennen wollte. Im Esszimmer lag eine Fernsehzeitschrift, die aber angesichts des Stromausfalls ohnehin überflüssig war. Barbara riss ein paar Seiten heraus und knäulte sie zwischen das Holz. Bald brannte ein Feuer, und sie konnte das Wasser für den Kaffee aufsetzen. Sie kam sich vor wie eine Pionierin in einem unzivilisierten Land. In einem Schrank fand sie eine

Kaffeekanne und Filterpapier. Sie setzte eine Pfanne auf den Herd und brät zwei Spiegeleier, nahm zwei Brotscheiben aus dem Päckchen mit geschnittenem Brot. Es wurde etwas wärmer in der Küche, und es roch belebend nach frischem Kaffee.

»Frühstück ist fertig«, sagte Barbara, als Ralph zurückkam.

Er hatte einen Schmutzfleck auf der Wange und Spinnweben im Haar. Er nieste. »Dieser Keller ist total staubig und verdreckt. Aber es gibt mehrere Schneeschaufeln da unten, also kann ich mich zu dem Schuppen durchwühlen.« Er trat an den Herd, öffnete die Ofenklappe und hielt seine klammen Hände vor die Flammen. »Da unten ist es eisig wie in einem Grab. Übrigens riecht es hier gut!«

»Kaffee und Spiegeleier. Auf warmes Essen müssen wir wenigstens nicht verzichten.«

Während er sich an den Tisch setzte, sagte Ralph vorsichtig: »Wir sollten sparsam sein mit unseren Vorräten. Möglicherweise müssen sie für einige Zeit reichen.«

»Meinst du nicht, wir könnten zu Fuß nach Leigh's Dale gelangen und einkaufen?«

»Ausgeschlossen. Der Schnee reicht mir bis zur Hüfte, und ich bin ziemlich groß. Wir würden viel zu lange brauchen, weil wir uns nach jedem Schritt praktisch wieder freigraben müssten. Außerdem würden wir wahrscheinlich die Richtung verlieren. Es ist ja keine Straße zu sehen, der wir folgen können, und wir kennen uns in der Gegend überhaupt nicht aus.«

»Dann wird das ja ein üppiges Weihnachtsfest«, sagte Barbara niedergeschlagen, »pass auf, nach dem Frühstück machen wir eine Bestandsaufnahme, was wir alles haben, okay?«

Die Bestandsaufnahme fiel deprimierend aus. Sie besa-

ßen noch vier Eier und sechs Scheiben Brot. Ein angebrochenes Viertelpfund Butter, ein knapp faustgroßes Stück Wensleydale-Käse. Dazu ein kleines Glas Orangenmarmelade, ein Paket gemahlene Kaffee, eine Dose Kondensmilch, ein Päckchen mit Salz und eines mit Zucker. Am Abend zuvor hatte es Spaghetti gegeben, davon war noch die Hälfte übrig, ebenso ein Rest Soße. Beides konnten sie aufwärmen, aber sie würden davon kaum satt werden.

»Hätten wir nur auf Cynthia Moore gehört!«, sagte Barbara. »Sie hat uns ja gleich geraten, mehr Vorräte mitzunehmen.«

»Jetzt sehen wir noch in der Speisekammer nach«, meinte Ralph. »Laura Selley hat vielleicht ein paar Konservendosen gelagert. Wir können sie ihr ja später ersetzen.«

Laura Selley schien jedoch von Vorratswirtschaft nichts zu halten, und besonders Konserven, so vermutete Barbara, waren in ihren Augen sicherlich eine neumodische Erfindung, der sie mit Misstrauen begegnete. In der Speisekammer, die gleich an die Küche anschloss, fand sich jedenfalls außer vier kleinen Kartoffeln und ein paar wurmstichigen Äpfeln nichts Essbares. Das Einzige, was es in rauen Mengen gab, war Tee. In Gläsern, Dosen, Beuteln. Schwarzer Tee, grüner Tee, Früchtetee, Gesundheitstee. Jede exotische Sorte, die man sich denken konnte. Eine ziemliche Summe Geld musste in dieser unglaublichen Auswahl stecken. Wahrscheinlich war Tee der einzige Luxus, den sich Laura Selley erlaubte.

»Verdursten müssen wir jedenfalls nicht«, sagte Ralph, »wir können Tee trinken bis zum Umfallen. Ansonsten sieht es allerdings düster aus.«

»Sogar in ihrem Kühlschrank herrscht gähnende Leere!«, rief Barbara aufgebracht. »Weißt du, ich glaube, sie gehört zu diesen geizigen alten Leuten, die in den letzten Tagen

oder Wochen vor einer Reise nur noch uralte Reste essen, um nichts Neues kaufen zu müssen, wovon dann am Ende etwas zurückbleiben würde! Und wenn dann wirklich noch etwas da ist, packen sie es ein und essen es im Zug, weil sie sich dort nicht mal ein kleines Stück Kuchen im Restaurant gönnen!« Sie hatte den Nagel ziemlich genau auf den Kopf getroffen, mutmaßte Ralph; allerdings schien ihm Laura Selley tatsächlich wenig Geld zu haben und mit der Instandhaltung von Westhill etwas überfordert zu sein.

»Schau mal, was sich als Einziges in ihrem langsam abtauenden Kühlschrank befindet«, fuhr Barbara wütend fort. Sie zog eine gläserne Einliterflasche heraus, die zu einem Viertel mit Milch gefüllt war. »Ist das nicht toll? So haben wir außer unserem bisschen Kondensmilch für unseren Kaffee und für ihren ganzen gottverdammten Tee wenigstens noch etwas frische Milch!«

»Barbara!«, mahnte Ralph. Er sah plötzlich sehr abgepannt aus. »Die Dummen sind wir, nicht sie. Wir hätten gestern ordentlich einkaufen müssen. Außerdem hat es keinen Sinn, jetzt herumzuschimpfen.«

»Wie lange wird das reichen, was wir haben?«

Ralph zuckte mit den Schultern. »Das wird sich zeigen. Ich muss jetzt erst einmal Holz beschaffen. Du ziehst dich an, und dann suchst du alle Kerzen zusammen, die du im Haus findest. Denk daran, ab halb fünf ist es dunkel.«

Kerzen, das stellte Barbara rasch fest, gab es im Haus mehr als genug. Sie steckten in zahllosen Leuchtern, die über alle Räume verteilt standen. Barbara trug einige von ihnen ins Esszimmer und platzierte sie auf dem Tisch und dem Kaminsims. Das Esszimmer war kleiner als das Wohnzimmer und würde schneller warm werden; daher erschien es ihr ratsam, es für die nächsten Tage neben der Küche zu ihrem Aufenthaltsraum zu machen. Durch die Glastür zum

Garten konnte sie Ralph sehen, der eine Art Korridor zum Schuppen hin schaufelte. Sie warf einen kurzen Blick auf sein Gesicht, dieses schmale, immer etwas zu blasse Intellektuellengesicht, und bemerkte, dass es verzerrt war vor Anstrengung. Er mühte sich entsetzlich ab und war dabei körperliche Arbeit überhaupt nicht gewöhnt. Barbara beschloss, nach draußen zu gehen und ihm zu helfen; er würde sich sonst noch einen Infarkt holen.

Am Mittag erreichten sie den Schuppen. Beide waren völlig ausgepumpt und am Ende ihrer Kräfte. Barbara spürte, dass ihr der Schweiß in Strömen über den Rücken lief. Da es ständig weiterschneite, waren ihre Haare tropfnass, zudem war der Schnee in schönster Gleichmütigkeit dabei, ihre mühevollen Arbeit nach und nach wieder zunichtezumachen.

»Siehst du jetzt ein«, fragte Ralph schwer atmend, »dass wir es unmöglich zu Fuß nach Leigh's Dale schaffen könnten?«

Barbara stützte sich keuchend auf ihre Schaufel. »Hab ich etwa noch irgendetwas in der Richtung gesagt?« Sie taumelte gegen die Schuppentür und stieß sie auf. Dankbar nahm sie zur Kenntnis, dass sie nicht verschlossen war. Keinesfalls hätte sie mehr über die Kraft verfügt, auf eine langwierige Suche nach dem Schlüssel zu gehen.

»Komm«, sagte sie, »wir bringen jetzt das Holz rüber. Und dann rühre ich für den Rest des Tages keinen Finger mehr!«

Im Innern des Schuppens erwartete sie jedoch eine böse Überraschung. Zwar gab es dort Holz – aber offensichtlich hatte sich noch niemand gefunden, der die halben Baumstämme, die dort lagerten, in kamingerechte Scheite gehackt hätte. Mit einem leisen Stöhnen betrachtete Ralph den bereitstehenden Hackklotz, in dem eine riesige Axt

steckte. »Das habe ich noch nie gemacht. Ich weiß wirklich nicht, wie ...«

»Du wirst das nicht tun«, sagte Barbara rasch, »du hast keine Ahnung, wie das geht, und wenn du dich dabei verletzt, können wir nicht einmal einen Arzt holen. Ich habe mal von einem Mann gehört, der hatte nachher die Axt im Bein stecken.«

Gereizt sah er sie an. »Kannst du mir verraten, wie es dann gehen soll? Willst *du* das Holz hacken?«

»Nein. Ich kann das genauso wenig. Aber ich will auch nicht, dass du es tust. Das Haus war wochenlang geheizt. Besonders die Räume im Erdgeschoss sind zwar kühl, aber noch nicht eiskalt. Wenn wir uns warm anziehen und in Decken wickeln, werden wir keineswegs erfrieren.«

»Barbara, das alles hier kann durchaus eine Woche dauern, und das wird dann schnell sehr ungemütlich. Abgesehen davon können wir ohne Feuer nicht mal Kaffee oder Tee kochen, und etwas anderes haben wir nicht zum Trinken. Wir können nicht mal die Eier verwerten oder die Kartoffeln. Mir bleibt gar nichts übrig, als es zu versuchen.«

Er zog den kleinsten der Holzstämme heran, zerrte die Axt aus dem Hackklotz, legte den Stamm darüber. Barbara trat ein paar Schritte zurück. Sie konnte kaum hinsehen. Ralph war ein hervorragender Jurist, aber ein ausgesprochen unpraktischer Mensch; er brachte es kaum fertig, einen Nagel in die Wand zu schlagen. Ihn hier in diesem düsteren Schuppen stehen zu sehen, mit einem Beil in der Hand und einem krampfhaft entschlossenen Ausdruck auf dem Gesicht, war ein so absurder Anblick, dass man nur die Augen schließen konnte.

Er holte aus – zu zaghaft, dachte Barbara, zu schwach –, und sie hielt den Atem an. Es folgte ein lautes Krachen, und als sie wieder hinsah, war der Holzstamm durch den ganzen

Schuppen gerutscht und lag unversehrt in einer Ecke, während das Beil wieder im Hackklotz steckte. Mit verbissener Miene versuchte Ralph gerade, es wieder herauszuziehen.

»Schau, wir sollten vielleicht ...«, begann Barbara, aber Ralph fuhr herum, und in seinen Augen blitzte ein Zorn, der sie verstummen ließ.

»Wärst du so freundlich, mich allein zu lassen? Glaubst du, ich brauche einen Zuschauer bei dieser erbärmlichen Vorstellung, die ich hier gebe? Ich muss sehr lächerlich auf dich wirken, nicht wahr? Du hättest dir vielleicht besser einen *Mann* ausgesucht zum Heiraten, nicht einen Schreibtischtrottel!«

»Weißt du, das Einzige, was ich im Augenblick an dir lächerlich finde, sind die Reden, die du schwingst! Glaubst du im Ernst, ein Mann wird für mich dadurch männlich, dass er sich hinstellen und ein blödes Stück Holz kleinhacken kann?«

Sein Gesicht, vorhin noch von der Kälte draußen gerötet, war jetzt leichenblass. »Bei Gelegenheit«, sagte er mit leiser, scharfer Stimme, »könntest du mir vielleicht verraten, *was* du bei einem Mann männlich findest. Unter Umständen hätte ich dann die Chance, dass du irgendwann ...« Er brach ab.

»Was?« fragte Barbara.

»Dass du irgendwann wieder den Weg in mein Bett findest. Und jetzt verschwinde, lass mich allein!«

Sie hatte einmal gelesen, dass Männer in jeder Lebenslage an Sex dächten, aber sie konnte es nicht fassen. »Findest du wirklich, dass dies der richtige Zeitpunkt ist, um ...«

»Es ist der richtige Zeitpunkt für dich, mich in Ruhe zu lassen und dir irgendeine Beschäftigung zu suchen«, fuhr er sie an.

Ohne ein weiteres Wort drehte sich Barbara um und

stürmte aus dem Schuppen, schlug die Tür so heftig hinter sich zu, dass eine Wolke von Schnee vom Dach rutschte. Sollte er doch machen, was er wollte! Sollte er sich ein Bein abhacken, den Arm auskugeln oder einem Herzschlag erliegen! Die ganze Schneekatastrophe war nicht ihre Schuld, und sie würde seine schlechte Laune darüber nicht einfach wegstecken. Es war eben kein Frieden zwischen ihnen möglich – außer, sie gingen sich aus dem Weg. Vermutlich war es das Letzte, was ihnen hätte passieren dürfen, dass sie zusammen einschneiten und auf Gedeih und Verderb miteinander in einem Haus aushalten mussten – und das auch noch frierend und mit zunehmend hungrigen Mägen.

Sie blieb einen Moment stehen, mitten im Schneegestöber auf dem kleinen Trampelpfad, den sie mit vereinten Kräften geschaffen hatten. Ihr war noch warm – von der Arbeit und von der Wut. Sie blickte am Haus hinauf. Dunkler, unregelmäßig geformter Kalkstein bildete die massiven Wände. Mit weißem Holz eingefasste Sprossenfenster vermittelten einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Zwischen zwei Fenstern im ersten Stock entdeckte Barbara die Reste eines hölzernen Gitters, eines Spaliers für wilden Wein offenbar. In der Vergangenheit war das Haus, oder zumindest seine Rückseite, wohl bis unter das Dach zugewachsen gewesen. Hier hinten lag auch der weitläufige Garten. Barbara erinnerte sich, am gestrigen Tag im letzten Dämmerlicht die steinerne Mauer gesehen zu haben, die nun völlig verschwunden war unter dem Schnee.

Urplötzlich hatte Barbara eine Vision: Da war das Bild eines warmen Sommerabends, von Kindern, die im Garten zwischen den Obstbäumen spielten, einer jungen Frau, die auf der Mauer saß, die Finger in das Moos grub, das zwischen den Steinen wuchs, die Augen geschlossen hielt und den warmen Wind in ihrem Gesicht spürte. Das Haus war

voller Stimmen und Leben, nicht länger nur erfüllt vom Schweigen und der Einsamkeit einer alten Frau, die zu geizig war, Vorräte zurückzulassen, wenn sie verreiste, und auf die niemand wartete, wenn sie wiederkam. Das Haus hatte seine Geschichte, und Barbara war sicher, dass sie zu vielen Zeiten freundlicher ausgesehen hatte als heute.

»Oder vielleicht auch manchmal schlimmer«, murmelte sie.

Das Bild des Sommerabends verschwand. Es schneite wieder, und schwere, dunkle Wolken hingen tief über den endlosen Feldern von Schnee. Der 24. Dezember. Und sie steckten hier fest, hatten kaum etwas zu essen, und Ralph geriet in eine Krise, weil er kein Holz hacken konnte und sich offenbar als Mann disqualifiziert fühlte. Er hatte so gequält ausgesehen.

Sie schüttelte den Kopf, als könne sie sein Bild dadurch loswerden.

Fröhliche Weihnachten, dachte sie.

Mittwoch, 25. Dezember 1996

»... sind zahlreiche Ortschaften und einzelne Gehöfte völlig von der Außenwelt abgeschnitten«, schloss der Nachrichtensprecher mit gleichmütig klingender Stimme. Laura, die am Frühstückstisch vor einem noch völlig unberührten Teller mit Rühreiern saß, stand auf und schaltete das Radio aus, gerade als die ersten Töne von »Silent Night, Holy Night« erklangen. Sie war nicht in der Stimmung für Weihnachten. Sie machte sich zu viele Sorgen.

Ausnahmsweise war sie einmal fast dankbar für die so überaus nüchterne Art ihrer Schwester Marjorie. Kaum etwas in der kleinen Wohnung deutete darauf hin, dass heute der 25. Dezember war. Auf dem Fensterbrett stand eine halb heruntergebrannte grüne Kerze in Form eines Tannenbaums, daneben lagen auf einem Pappteller die Plätzchen, die Laura gebacken und mitgebracht hatte. Ansonsten gab es keinerlei festliche Dekoration.

»Kostet nur Geld«, pflegte Marjorie zu sagen, »und wozu soll ich mir die Mühe machen, Kugeln und Zweige und so einen Kram hier aufzubauen? Doch nur, um das alles ein paar Wochen später wieder wegräumen zu müssen. Und die Welt wird davon auch nicht besser!«

In den Jahren zuvor hatte sich Laura wegen dieser Einstellung ihrer Schwester immer gegrämt, ohne je ein durch-

schlagendes Gegenargument zu finden. Sachlich gesehen, hatte Marjorie recht: Weihnachtsdekorationen waren teuer, machten Mühe und änderten nichts am deprimierenden Gesamtzustand der Welt. Aber sie gaben vorübergehend etwas Glanz und Wärme, und das, so dachte Laura, brauchte man einfach hin und wieder, um Kraft zu finden für den Alltag.

Sie wusste, dass Marjorie schon in frühester Jugend diese spröde, herbe Art gehabt hatte, und später war noch das dauernde Nörgeln hinzugekommen. Sie war die jüngere der Schwestern, hatte aber immer älter gewirkt als die groß-äugige, schüchterne Laura. Nachdem sie ihren Vater bis zu seinem Tod gepflegt und sich dabei völlig aufgerieben hatte – und das musste man ihr wirklich hoch anrechnen, dachte Laura oft –, hatte sie jeden Mann verjagt, der sich in ihre Nähe wagte, und das taten ohnehin nicht viele. Dann war sie in diesen entsetzlichen Wohnblock bei Chatham gezogen, in dem sie seit nunmehr dreißig Jahren lebte und dessen Tristesse auch den fröhlichsten Menschen langsam in den Trübsinn getrieben hätte. Die Entscheidung für diesen furchtbaren grauen Betonklotz hatte Laura nie verstanden. Es gab in Kent so viele hübsche Dörfer, in denen sich Marjorie ein kleines Cottage hätte mieten und es sich ein wenig behaglich hätte machen können. Da in all ihren Überlegungen jedoch stets nur praktische Gesichtspunkte eine Rolle spielten, hatte sie den Wohnsilo, der wie ein hässliches Geschwür die Landschaft ringsum verunstaltete, vor allem deshalb ausgesucht, weil er nur wenige Minuten von der Firma entfernt lag, in der sie bis vor wenigen Jahren gearbeitet hatte; einer kleinen Fabrik, die Pappteller und -becher und Papierservietten herstellte.

Die Wohnung hatte drei Zimmer, Küche und Bad, und es gab einen kleinen Balkon, der aber nach Norden ging

und nie Sonne abbekam. Laura fand es nicht verwunderlich, dass Marjorie immer mehr verbiesterte. Die meisten Leute, denen man hier im Treppenhaus begegnete, machten griesgrämige Gesichter.

Jetzt war Laura jedoch viel zu sehr mit ihren eigenen Sorgen und Problemen beschäftigt, als dass sie sich allzu viele Gedanken wegen Marjorie gemacht hätte. Seit dem gestrigen Tag verfolgte sie gebannt alle Nachrichtensendungen im Fernsehen und im Radio. Die Schneekatastrophe in Nordengland war überall Hauptthema. Das Fernsehen zeigte Bilder, die von Hubschraubern aus aufgenommen worden waren: Man hatte den Eindruck, irgendwo am Nordpol gelandet zu sein. Endlose Schneeweiten mit einsamen schwarzen Punkten darin – Häusern oder Dörfern.

Laura, die dies gebannt und mit klopfendem Herzen verfolgte, fragte sich, woher dieses Gefühl einer Bedrohung rührte, das ständig in ihr wuchs. Sie kam sich vor wie jemand, der sein Liebstes in Stunden der Gefahr im Stich gelassen hatte. Westhill. Was sollte dem Haus passieren? Es stand unverrückbar seit über hundert Jahren und hatte alles überdauert, was an großen und kleinen Katastrophen hereingebrochen war. Aber vielleicht sah sie gar keine Gefahr für *das Haus*. Vielleicht sah sie eine Gefahr in den Menschen, die jetzt dort waren. Diese junge Frau mit den kühlen, forschenden Augen ...

Laura seufzte tief. Sie versuchte, sich an den letzten schlimmen Wintereinbruch dort oben im Norden zu erinnern. Es hatte einige gegeben. Den schlimmsten hatten sie kurz nach dem Krieg erlebt, 1947. Damals war Adeline, die alte Haushälterin, schon schwer krank gewesen und hatte ständig schmerzlindernde Medikamente gebraucht. Frances hatte Angst gehabt, der Vorrat an morphiumhaltigen Präparaten könnte ausgehen, ehe der Schnee taute und wieder

ein Arzt zu ihnen gelangen konnte. Aber es hatte rechtzeitig zu schneien aufgehört, und schließlich waren Räumfahrzeuge bis zur Farm vorgedrungen. Es war das erste und einzige Mal gewesen, dass Laura Frances als Nervenbündel erlebt hatte.

»Meiner Ansicht nach werden Kinder heute viel zu sehr verwöhnt«, sagte Marjorie missmutig. Unbemerkt war sie in die Küche gekommen. Sie trug einen alten, zerschlissenen blauen Morgenrock, der ihrer Mutter gehört hatte, und abgewetzte Fellpantoffeln an den Füßen. Ihre Haare waren noch ungekämmt. Sie sah älter aus als siebenundsechzig. Besonders um die Mundpartie war ihre Gesichtshaut schlaff und welk.

Laura, in ihre Erinnerungen versunken, zuckte zusammen. »Was meinst du?«

»Der Junge aus der Wohnung über mir hat offenbar ein Fahrrad zu Weihnachten geschenkt bekommen«, erklärte Marjorie. »Er fährt unten vor dem Haus damit herum. Ein Fahrrad mit allen Schikanen. Muss ja alles vom Besten sein für die jungen Leute! Dabei ist der Vater arbeitslos, und die Familie lebt von der Fürsorge!« Sie trat ans Fenster und spähte hinunter, um die Ungeheuerlichkeit ein zweites Mal zu betrachten. Missgünstig stellte sie fest, dass der magere, sonst immer sehr ernst dreinschauende Junge wirklich glücklich wirkte.

»Es muss ziemlich schlimm sein mit dem Schnee oben in Yorkshire«, sagte Laura bedrückt.

»Hier schneit es selten«, entgegnete Marjorie. Sie schaute noch immer hinaus. »Es wird bald regnen.«

»Vielleicht sollten wir vorher einen Spaziergang machen? Um ein bisschen hinauszukommen.«

»Du kannst gehen, wenn du willst. Ich habe keine Lust.« Marjorie wandte sich vom Fenster ab, kam zum Tisch und

setzte sich schwerfällig an ihren Platz. Dann fuhr sie überganglos fort: »Na, die werden dir schön das Haus auf den Kopf stellen, deine Mieter. Hoffentlich hast du deine Liebesbriefe gut verschlossen!« Sie lachte boshaft, wissend, dass Laura nie im Leben einen Liebesbrief erhalten hatte.

Laura war blass geworden. »Du meinst, sie schnüffeln wirklich herum?«

Marjorie griff nach der Teekanne, schenkte sich Tee ein und verzog das Gesicht, als sie merkte, dass er kalt war. »Keine Ahnung. Aber was sollten sie sonst tun?«

»Das ist schon eigenartig«, sagte Barbara. Sie saß an dem kleinen Sekretär im Wohnzimmer, einen Stapel Papiere auf dem Schoß, die sie gerade einer Schublade entnommen hatte. Mit gekrauster Stirn studierte sie die verschiedenen Schreiben. »Seit 1986 hat Laura Selley nach und nach ziemlich viel Land, das zur Westhill Farm gehörte, an diesen unsympathischen Fernand Leigh verkauft. Und zwar – und das wundert mich so – für geradezu lächerlich wenig Geld!«

Ralph war gerade ins Zimmer gekommen, mit kältegeröteten Wangen und verschmutzter Kleidung. Er sah erschöpft und abgekämpft aus. »Findest du es gut, dass du in Dokumenten herumschnüffelst, die dich überhaupt nichts angehen?«, fragte er. »Ich finde, du ...«

»Wir brauchen Papier«, unterbrach Barbara, »weil wir sonst kein Feuer in Gang kriegen. Ich habe überall gesucht, Ralph. Eine einzige alte Zeitung habe ich noch gefunden. Von der Fernsehzeitung ist nichts mehr übrig, und Bücher können wir natürlich nicht nehmen. Ich dachte, ich finde vielleicht in dem Sekretär etwas, das wir verbrennen können. Aber selbstverständlich nicht diese Kaufverträge!«

Sie schob die Papiere alle wieder in die Schublade und stand auf. Es war eiskalt in diesem Raum. Barbara trug zwei

dicke Pullover übereinander und Schafswollsocken an den Füßen, aber sie fror trotzdem. Außerdem verspürte sie ein nagendes Hungergefühl. Am gestrigen Heiligabend hatten sie die restlichen Spaghetti gegessen, ein Klacks für jeden und nur geeignet, den allergrößten Hunger kurzfristig zu stillen. Das einzig Erfreuliche an dem Abend war eine halbvolle Flasche Brandy gewesen, die in der hintersten Ecke eines Schanks im Esszimmer stand und den spärlichen Spirituosenvorrat der offensichtlich erklärten Antialkoholikerin Laura Selley darzustellen schien. Der Brandy hatte ihnen etwas Wärme in die Glieder gejagt und dem Abend wenigstens den Hauch eines festlichen Anstrichs verliehen.

Heute früh hatte jeder eine Scheibe Brot bekommen, sie hatten sich ein hartgekochtes Ei geteilt und etwas von dem Käse gegessen. Sie hatten beschlossen, den Tag ohne Essen durchzustehen, am Abend die vier Kartoffeln zu kochen und sich dazu noch einmal Käse zu genehmigen. Aber schon jetzt fühlte sich Barbara ganz schwach vor Hunger.

Ralph streifte seine Handschuhe ab. »Ich habe noch ein bisschen Holz gehackt«, erklärte er. »So langsam komme ich in Übung. Übrigens schneit es wieder!«

Barbara sah zum Fenster hinaus, hinter dem die Schneeflocken wirbelten. »O nein! Ich habe es gar nicht bemerkt!«

Als sie morgens um neun Uhr aufgestanden waren – keinen von ihnen hatte es gedrängt, das Bett zu verlassen und ein karges Frühstück einzunehmen –, hatte sich ihnen draußen ein Bild von überwältigender Schönheit geboten. Am Himmel war keine einzige Wolke gewesen, er zeigte sich in einem kalten, arktischen Blau, hoch gewölbt und weit wie eine gewaltige Kugel aus gefärbtem Glas. Die Morgensonne warf ihr Licht über die endlos scheinende Fläche von Schnee, ließ sie glitzern und funkeln und einen rosigen Schein versprühen. Minutenlang hatten Ralph und

Barbara ihre knurrenden Mägen vergessen. Stumm hatten sie hinausgeblickt, ergriffen und für einen Augenblick entschädigt für alle Strapazen.

»Ich gehe noch mal auf den Dachboden«, sagte Ralph, »vielleicht finde ich ein bisschen Holzwolle. Die könnte uns sehr nützen.«

»Sie scheint eine unheimlich penible Hausfrau zu sein«, sagte Barbara, »eine, die offenbar regelmäßig ausmistet. Auf dem Dachboden waren nur vier Pappkartons und eben eine Zeitung. Ich wünschte, mein Arbeitszimmer wäre einmal so ordentlich wie hier die Abstellkammern!«

»Wir haben schon eine Menge Pech«, murmelte Ralph. »Mein Gott, wie ich mich nach einer funktionierenden Heizung sehne!«

»Du solltest dich jetzt ein bisschen ausruhen«, meinte Barbara. »Warum suchst du dir nicht ein Buch und legst dich damit ins Bett? Sehr viel mehr können wir im Moment ohnehin nicht tun.«

Ralph nickte und wandte sich zur Tür. »Versprich mir, nicht in zu vielen Schubladen zu wühlen. Das gehört sich einfach nicht.«

»Es gibt hier sowieso nichts, was besonders interessant wäre«, sagte Barbara und schloss die Klappe des Sekretärs. Ihrer Ansicht nach schleppte Ralph zu viele Skrupel mit sich herum, aber sie hatte keine Lust, das zum Gegenstand einer Grundsatzdebatte zu machen. Sie hatte generell keine Lust mehr, über ihre Probleme mit ihm zu reden; dabei hatte dies doch der Sinn der Reise sein sollen.

Es war schon dunkel, als sich Barbara auf den Weg zum Schuppen machte. Sie brauchte neue Holzscheite für den Küchenherd, um die vier lächerlichen Kartoffeln für das Abendessen kochen zu können. Von dem Holz, das Ralph

mittags herübergebracht hatte, war nichts mehr übrig. Barbara hatte es den Nachmittag über im Kamin des Esszimmers verheizt. Sie hatte sich dicht an die Flammen gekauert, etwas gelesen und sich einen kleinen Brandy genehmigt. Der Raum war recht warm geworden, und zusammen mit dem Bild der fallenden Flocken jenseits des Fensters und der langsam anbrechenden Dämmerung empfand Barbara tatsächlich ein Gefühl von Behaglichkeit. Irgendwann war sie nach oben gelaufen, um nach Ralph zu sehen. Sie fand ihn tief schlafend in seinem Bett. Im Schein der Kerze betrachtete sie einen Moment lang sein vertrautes Gesicht. Er atmete tief und gleichmäßig, hatte etwas Rührendes an sich, wie ein gefällter Baum, und wirkte seltsam verletzlich. Barbara widerstand der Versuchung, sich zu ihm zu beugen und ihm über die Haare zu streichen. Vielleicht hätte ihn das geweckt; es reichte, wenn er später zum Essen aufstand.

Leise verließ sie das Zimmer, schlüpfte unten in Stiefel und Mantel, um sich für den Weg zum Schuppen zu rüsten. Das Haus ächzte und stöhnte, denn mit Einbruch der Dunkelheit hatte der Sturm wieder zugenommen und jagte heulend gegen Fenster und Mauern. Barbara hatte im Keller ein Windlicht gefunden, gebaut wie eine altmodische Öllampe. Sie hatte eine Kerze darin befestigt und hoffte nun, der Sturm würde sie nicht zum Erlöschen bringen. Vorsichtshalber ließ sie noch ein Päckchen Streichhölzer in ihre Manteltasche gleiten.

Der Sturm riss ihr zuerst die Tür, dann fast die Lampe aus der Hand. Der Schnee wirbelte ihr in dicken, pudrigen Flocken ins Gesicht. Es gab den Pfad noch, den sie und Ralph in so mühevoller Arbeit geschaufelt hatten, aber selbst hier sank Barbara bis fast zu den Knien ein. Mit gesenktem Kopf kämpfte sie sich vorwärts. Die Lampe schaukelte wild hin und her, die Kerze flackerte und verlosch;

aber Barbara bemerkte es nicht, da sie ohnehin ihre Augen geschlossen hielt und sich blind vorantastete. Sie erreichte die Schuppentür, stieß sie auf und atmete tief durch, als sie endlich im Schutz der Mauern stand. Ihr Mantel war voller Schnee, ihre Haare vermutlich ebenfalls. Sie kramte die Streichhölzer hervor und zündete die Lampe wieder an. Geisterhafte Schatten tanzten über die steinernen Wände, eine Maus huschte erschrocken über den Fußboden und verschwand hinter einem Stapel von Gartengeräten. Barbaras Blick fiel auf einen großen Weidenkorb, der in einer Ecke stand. Es schien ihr eine gute Idee, ihn für den Transport des Holzes zu verwenden; so konnte sie viel größere Mengen an Scheiten hinübertragen. Sie stellte die Lampe ab und schichtete das Holz in den Korb. Die Stücke fielen sehr unterschiedlich in der Größe aus und waren voller Splitter, aber Ralph musste wirklich geschuftet haben, denn es hatte sich ein beachtlicher Vorrat angesammelt. Barbara verstaute in dem Korb, was nur hineinpasste, dann sah sie sich suchend um. Sie brauchte eine Decke oder Plane, um den Korb abzudecken, andernfalls würde das Holz im Nu nass werden und noch schlechter brennen. Sie entdeckte eine alte Wolldecke, die zusammengefaltet auf einem Regal lag, im hintersten Winkel des Raumes.

Vorsichtig turnte Barbara über halbe Baumstämme, Gerümpel und Gartengerätschaften hinweg. Der Schuppen war der einzige Ort, auf den sich Lauras Ordnungsliebe nicht erstreckt hatte. Vermutlich betrat sie ihn kaum je. Die zierliche alte Frau hackte ganz sicher nicht selbst das Holz für ihre Kamine und war wahrscheinlich auch überfordert, den großen Garten in Ordnung zu halten. Vielleicht erledigte dies ein Junge aus Leigh's Dale für sie, gegen ein kleines Taschengeld.

Ihr Bein streifte einen Nagel, der aus der Wand ragte,

und sie konnte hören, wie der Stoff ihrer Jeans riss. Sie fluchte leise, machte einen Schritt zur Seite – und brach mit dem linken Fuß im Boden ein. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel nach vorn, wobei sie mit dem Kinn hart auf eine Tischkante aufschlug und sich an den Messingstäben eines auf diesem Tisch stehenden ausrangierten Hamsterkäfigs die Wange aufschürfte. Vor Schmerz und Schreck schrie sie auf. Sie wartete einen Moment, dann hob sie die Hand und betastete vorsichtig ihren Kiefer. Offenbar hatte sie keinen Zahn verloren, und gebrochen war auch nichts, aber sie würde einen unübersehbaren Bluterguss davontragen.

»Mist!«, schimpfte sie, ehe sie sich aufrappelte, umwandte und das Loch im Boden in Augenschein nahm, das sie zu Fall gebracht hatte.

Wie sie feststellte, war eines der langen Dielenbretter mittendurch gebrochen. Das Holz war recht morsch, aber zudem entdeckte sie, dass an dieser Stelle zwei Bretter nicht wie der übrige Fußboden auf hartem Lehm auflagen, sondern eine etwa zehn Zentimeter tiefe Aushöhlung überdeckten. Daher hatten sie Barbaras Gewicht nicht tragen können. Dass dort nicht früher schon jemand eingebrochen war, musste daran liegen, dass das Holz noch nicht lange so feucht und angefault war wie jetzt und dass sehr selten überhaupt ein Mensch den Schuppen betrat, noch seltener zudem einer in diesem hinteren Bereich herumstöberte.

»Natürlich muss ich wieder der arme Trottel sein, dem es als Erstes passiert«, murmelte Barbara.

Sie fragte sich, ob diese Ausbuchtung im Lehm Boden versehentlich entstanden oder absichtlich angelegt worden war, und tastete mit der Hand in das Loch hinein. Da sie ihre Lampe im vorderen Teil des Schuppens hatte stehen lassen, konnte sie hier hinten nur sehr schlecht etwas erkennen. Zu ihrer Überraschung stießen ihre Finger an einen

Gegenstand. Etwas Hartes, Kaltes ... Sie zog es heraus und hielt eine Stahlkassette in der Hand. Als sie sie öffnete, sah sie einen dicken Packen Papier, weißes Schreibmaschinpapier, eng mit Druckbuchstaben beschrieben.

Es mussten an die vierhundert Seiten sein.

Sie saß am Küchentisch und las, als Ralph herunterkam. Sie hatte ihn nicht gehört und schrak zusammen, als er plötzlich auftauchte.

»Da bist du ja«, sagte sie. Sie stand auf, ging zum Herd und hob den Deckel des Topfes hoch, der darauf stand. »Die Kartoffeln sind fast fertig. Noch fünf Minuten.«

Er sah sie an und runzelte die Stirn. »Was hast du denn mit deinem Gesicht gemacht?«

Sie fasste sich ans Kinn, aber Ralph schüttelte den Kopf. »Weiter oben. An deiner rechten Wange!«

Sie hatte sich stärker verletzt, als sie geglaubt hatte. Ihre Finger griffen in krustiges Blut. »Oh«, sagte sie.

Ralph fuhr sich mit der Hand durch die wirren Haare. Der graue Bartschatten hatte sich vertieft. Der Schlaf schien ihn nicht erfrischt zu haben. Er wirkte müde und hatte offenbar schlechte Laune.

»Ich habe Holz geholt und bin im Schuppen gestürzt«, erklärte Barbara, »mein Kinn dürfte spätestens morgen in allen Regenbogenfarben schillern. Ich werde aussehen wie die arme Mrs. Leigh!«

Ralph setzte sich an den Tisch und betrachtete verwirrt den Papierstapel.

»Was ist das?«

»Das ist genau das, worüber ich buchstäblich gestolpert bin, Ralph, es ist absolut faszinierend. Hochinteressant. Das ist ein Manuskript. Es war im Schuppen unter zwei Bodendielen in einer Kassette versteckt. Ein autobiographi-

scher Roman von Frances Gray. Von der Frau, der dieses Haus ...«

»Ich weiß. Was heißt autobiographischer Roman? Ein Tagebuch also?«

»Nein. Es ist wirklich in Form eines Romans geschrieben. Aber es ist Frances Grays Lebensgeschichte, oder zumindest ein Teil davon. Sie schreibt über sich in der dritten Person.«

»Du hast darin gelesen?«

»Ja. Kreuz und quer. Aber nun will ich es richtig lesen, von Anfang bis Ende.«

»Das kannst du nicht tun! Dieses ... Manuskript, oder wie man es nennen will ... es gehört dir doch nicht!«

»Ralph, die Frau, die es geschrieben hat, ist tot. Und sie hat es nicht vor ihrem Tod vernichtet. Das ist doch ...«

»Sie hat es offenbar sehr gründlich versteckt. Ich finde wirklich, du hast kein Recht, es zu lesen.«

Barbara setzte sich ebenfalls an den Tisch, schob die verstreut liegenden Seiten ordentlich zusammen. »Ich werde es lesen«, sagte sie, »ob du mich dafür verurteilst oder nicht. Ich werde es lesen, weil ich es gefunden habe und weil es mich brennend interessiert. Ich habe nicht erwartet, dass du das verstehen würdest. Du nimmst keinen Anteil an den Menschen um dich herum, und deshalb drängt es dich auch nicht, etwas über die Geschichten dieses alten Hauses zu erfahren.«

Er ließ ein kurzes, ironisches Lachen hören. »Oh – da haben wir ja wieder die brillante Strafverteidigerin in ihrer Bestform vor uns! Aus einer Unrechtsposition immer zum Gegenangriff übergehen, das ist doch deine Devise. Dein stumpfsinniger, knochentrockener Mann nimmt natürlich keinen Anteil an den Menschen um ihn herum. Ganz im Unterschied zu seiner aufgeschlossenen, engagierten Frau.

Weißt du, wie man dein Verhalten auch nennen könnte, Barbara? Neugierig und indiskret. Das sind Attribute, die dir zwar sicher nicht gefallen werden, aber sie bezeichnen genau das, was du bist!«

Seine Stimme klang scharf. Was er sagte, war zu hart, das wusste er, aber er wollte Barbara verletzen und gab diesem Wunsch zum ersten Mal, seit sie einander kannten, nach, ohne wie sonst seine stets höfliche, verbindliche Art zu wahren und seinen Worten damit die Spitze zu nehmen. Nachdem der Hunger und der Kampf gegen die widrigen Umstände ihn während der vergangenen zwei Tage sanft und müde hatten werden lassen, machte sich nun der Ärger über den ganzen Schlamassel, in den sie geraten waren, in ihm breit, und er verspürte eine heftige Aggression gegen Barbara. Sie konnte so wenig für die Situation wie er, aber er brauchte ein Ventil, für diese zwei Tage wie – und zwar hauptsächlich – für die vergangenen Jahre, in denen zu vieles unausgesprochen geblieben war, in denen er, wie es ihm nun schien, zu viele eigene Wünsche und Bedürfnisse hintangestellt hatte. Die Geschichte mit den gefundenen Aufzeichnungen machte ihn wütend, ärgerte ihn deshalb so, weil sie eminent typisch war für Barbara. In diesem unbezähmbaren Interesse an allem und jedem lag ihr Desinteresse an *ihm* und *seinen* Belangen begründet. Wie war die Welt doch so bunt, spannend und voller Schicksale und Geschichten – warum sollte sie da noch den Mann neben sich sehen?

Sie war zusammgezuckt bei seinen Worten, fasste sich aber rasch wieder. »Ich verstehe nicht ganz, warum du so scharf schießen musst. Wenn du dich als stumpfsinnig und knochentrocken bezeichnest, dann ist das dein Problem. Ich habe dich nie so empfunden.«

»Wahrscheinlich empfindest du mich seit Jahren über-

haupt nicht mehr. Wenn du ehrlich bist, dann musst du zugeben, dass ich den am wenigsten interessantesten Teil deines Lebens darstelle. Wahrscheinlich störe ich dich auch nicht besonders. Ich bin dir einfach relativ egal.«

»Bevor du im Selbstmitleid ertrinkst, solltest du vielleicht bedenken, dass immerhin ich es war, die diese Reise organisiert hat. Damit wir endlich einmal Zeit haben, um miteinander zu reden. Sieht so Desinteresse aus?«

Er machte eine Kopfbewegung zu dem Papierstapel hin. »Ich denke, du willst lesen und nicht reden«, sagte er bockig.

»Ach, verdammt!« Ihre Augen blitzten zornig. »Hör auf, dich wie ein Kind zu benehmen, Ralph! Wenn du reden möchtest, dann reden wir. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun!«

»Es hat etwas miteinander zu tun. *Alles* hat immer etwas miteinander zu tun«, sagte er, plötzlich erschöpft trotz der vielen Stunden Schlaf. »Barbara, ob du dieses Tagebuch ...«

»Es ist kein Tagebuch!«

»Ob du es liest oder nicht, ist letztlich gleichgültig. Ich halte es nicht für richtig, aber du bist dein eigener Herr, und du musst wissen, was du tust. Was mich an der Geschichte aufregt, ist wohl nur, dass es wieder diese Wesensart von dir deutlich macht, dieses ›Hallo, hier ist Barbara, wo gibt es etwas Neues, Aufregendes, Faszinierendes zu entdecken und erleben?‹. Die Prominentenanwältin mit dem todsicheren Gespür für spektakuläre Fälle. Die Partylöwin in ihren superschicken Klamotten, die von einer Filmpremiere zur nächsten Preisverleihung, zur Vernissage und von dort ins nächste In-Restaurant flattert. Die Frau, die mit den Top-journalisten der Republik befreundet ist und ständig nach Informationen aus erster Hand fiebert. Und die manchmal völlig vergisst, dass es Wichtigeres im Leben gibt.«

»Ralph, ich ...«

»Weißt du, dass du mir so, wie du heute Abend hier sitzt, hundertmal besser gefällst, als wenn du in großer Aufmachung zu irgendeinem Ereignis davonrauschst? Deine Haare sind zerzaust vom Sturm draußen, und außer dem blutigen Kratzer auf der Wange hast du auch noch einen Rußfleck auf der Nase, und ... nein!« Er griff nach ihrer Hand, mit der sie sich unwillkürlich über die Nase hatte wischen wollen, hielt sie fest. »Lass es, wie es ist. Mir wird der Anblick nicht mehr allzu oft gegönnt sein, fürchte ich.«

»Ich werde auch nicht für den Rest meines Lebens in Holzöfen herumstochern müssen, um aus praktisch nicht vorhandenen Lebensmitteln ein halbwegs genießbares Essen zu zaubern ... oh, verdammt! Die Kartoffeln!« Sie sprang auf, zog den Topf von der Herdplatte, hob den Deckel und spähte hinein.

»Die dürften ziemlich matschig sein«, meinte sie. Sie fühlte seinen Blick auf sich ruhen und sah rasch zu ihm hin. Aller Zorn war aus seinen Augen gewichen.

»Ach, Ralph!« sagte sie. »Du hast es dir alles ganz anders gewünscht, nicht wahr?«

»Du warst eine andere, als wir uns kennenlernten.«

»Ich war ...«

»... nicht halb so schön wie heute. Nicht halb so schlank. Aber du hattest eine Wärme, die dir inzwischen irgendwo verloren gegangen ist.«

»Ich will über damals nicht reden«, sagte Barbara kurz. Wenn er damit anfang, bekam sie Kopfweh.

»Ich will auch nicht über damals reden«, sagte Ralph, »es ist nur ... manchmal fühle ich mich allein gelassen mit meinen Wünschen. Manchmal träume ich von einer Frau, die da ist, wenn ich nach Hause komme. Die wissen will, wie der Tag für mich war, und die zuhört, wenn ich über den Stress jammere, oder die mir ab und zu sagt, dass sie

